

# Denkmalpflege

in Westfalen-Lippe



## Das Amt ist umgezogen

Der Landeskonservator verlässt die Brücke

## Der „Kaiserbrunnen“ in Brakel

Ein Gesundbrunnen der 1950er Jahre

## 2. Westfälischer Tag für Denkmalpflege 2006

Impressum:

© 2006 Ardey-Verlag Münster  
Alle Rechte vorbehalten  
Satz/Litho/Druck: Thiekötter, Münster  
Printed in Germany  
ISSN 0947-8299  
12. Jahrgang, Heft 1/06

Erscheinungsweise 2mal jährlich zum Preis von  
4,50 € (Einzelheft) zuzüglich Versand über den  
Ardey-Verlag Münster, An den Speichern 6  
48157 Münster

Herausgegeben vom Westfälischen Amt für  
Denkmalpflege im Auftrag des Landschaftsverbandes  
Westfalen-Lippe

Redaktion:

Dr. Jost Schäfer (Leitung)  
Dr.-Ing. Roswitha Kaiser  
Dr. Thomas Spohn  
Dr. Dirk Strohmann

Anschrift:

Westfälisches Amt für Denkmalpflege  
Fürstenbergstr. 15  
48147 Münster  
wafd@lwl.org

Die Autoren

Aus dem Westfälischen Amt für Denkmalpflege:

Wiss.-Bibl. Sabine Becker M.A.

Dr. David Gropp

Dr. Hans H. Hanke

Anne Herden-Hubertus M.A.

Dr. Christoph Heuter

Dr. Oliver Karnau

Dr. Roswitha Kaiser

Dr. Ulf-Dietrich Korn

Dr. Joseph Lammers

Dipl.-Ing. Sonja Olschner

Dr. Barbara Pankoke

Dr. Ursula Quednau

Dr. Ulrich Reinke

Rest. Beat Sigrist

Dr. Thomas Spohn

[www.denkmalpflege-westfalen.de](http://www.denkmalpflege-westfalen.de)

# Inhalt

- Seite 3 Ursula Quednau  
Das Amt ist umgezogen - Der Landeskonservator verlässt die Brücke  
Bibliographie Eberhard Grunsky

## Aufsätze

- Seite 12 Roswitha Kaiser  
Von der Kunst, Wind zu machen
- Seite 15 Oliver Karnau  
Die „vortrefflichen Glasmalereien“ des Mindener Domchores  
Eine Spurensuche als Beitrag zur Frühzeit der historistischen Glasmalerei in Westfalen
- Seite 18 Beat Sigrist  
Das Altarwandgemälde in der Priesterseminarkapelle Münster
- Seite 20 David Gropp  
„Da ist nichts zufällig“. Das Grabmal für August Kuth in Hagen
- Seite 23 Barbara Pankoke  
Die Villa Carl Bubenger in Freudenberg
- Seite 25 Joseph Lammers  
Das Deutsche Studentenheim in Münster
- Seite 29 Hans H. Hanke  
Keine Moderne nirgendwo  
Das Rathaus Bochum
- Seite 32 Christoph Heuter  
Mit dem Zug nach Elberfeld zum Fussballspiel  
Die Krefft-Siedlung von Walter Schwagenscheidt in Gevelsberg
- Seite 35 Anne Herden-Hubertus  
Der „Kaiserbrunnen“ in Brakel, Kr. Höxter  
Ein Gesundbrunnen der 1950er Jahre in der Provinz
- Seite 36 Sonja Olschner  
Eine Hotelbar der 1950er Jahre in Brakel
- Seite 39 Ulrich Reinke  
Marl, Insel 05  
Das erste Volkshochschulgebäude in Deutschland
- Seite 40 Thomas Spohn  
Die St.-Georg-Schanze von 1959/60 in Winterberg

## Mitteilungen

- Seite 43 In memoriam  
Karl Eugen Mummenhoff
- Seite 45 2. Westfälischer Tag für Denkmalpflege 2006 in Soest

## Buchvorstellungen

- Seite 47 Neuerwerbungen der Bibliothek in Auswahl
- Seite 50 Verkäufliche Baudenkmäler

# Eberhard Grunsky gewidmet



## Terminhinweis (s.a. Seite 45 in diesem Heft)

---

### **2. Westfälischer Tag für Denkmalpflege am 19. und 20. Mai 2006 in Soest**

Das Westfälische Amt für Denkmalpflege richtet im nächsten Jahr mit freundlicher Unterstützung der Stadt Soest zum zweiten Mal den Westfälischen Tag für Denkmalpflege aus. Er steht diesmal unter dem Motto:

#### **Außenhaut und Innenleben – Restaurierung von Architekturoberflächen und historischer Ausstattung**

Die Veranstaltung besteht aus einem Vortrags- und Diskussionstag am Freitag, den 19. Mai 2006 im Blauen Saal des Soester Rathauses und einem Exkursionstag am Samstag, den 20. Mai 2006.

Das Programm erscheint Mitte Februar. Weitere Informationen erhalten Sie bei:

Dr. Dirk Strohmann, Tel.: 0251/591 4061; E-Mail: [d.strohmann@lwl.org](mailto:d.strohmann@lwl.org)

Dipl.-Restaurator John Farnsworth, Tel.: 0251/591 4048; E-mail: [j.farnsworth@lwl.org](mailto:j.farnsworth@lwl.org)

# Das Amt ist umgezogen

## Der Landeskonservator verlässt die Brücke

Ursula Quednau

Auch wenn diese beiden Ereignisse einander nicht bedingen, sind sie doch so einschneidend für das Westfälische Amt für Denkmalpflege, dass nicht eines ohne das andere zur Kenntnis gegeben werden kann. Schließlich war der von Johann Conrad Schlaun 1753–1758 errichtete Erbdrostenhof – eines der bedeutendsten Baudenkmäler der Stadt Münster – so etwas wie das Markenzeichen des Denkmalamtes, und wer den Landeskonservator aufsuchte, hatte dessen konservatorischen Auftrag anschaulich vor Augen mit allen Vorteilen und Rücksichtnahmen. Nach dem Umzug Mitte Juli des vergangenen Jahres in das Landeshaus mit Adresse Fürstenbergstraße 15 entfällt dieser motivierende Anreiz: das Denkmalamt – räumlich – eine Verwaltung unter vielen. Fast wirkt es schlüssig, dass nun auch der langjährige Landeskonservator in Ruhestand geht.



1 Eberhard Grunsky.



2 Münster, Salzstraße 38, Erbdrostenhof. 1985.

Thema „Doppelgeschossige Johanniterkirchen und verwandte Bauten. Studien zur Typengeschichte mittelalterlicher Hospitalarchitektur.“ (Gedr. Düsseldorf 1970).

Anschließend bearbeitete Eberhard Grunsky den Verwaltungsbezirk Braunschweig für die damalige Neuedition des Dehio-Handbuchs der deutschen Kunstdenkmäler und begann 1971 seine Laufbahn als Denkmalpfleger im Amt des Landeskonservators Rheinland in Bonn. Es folgten ab 1978 Positionen als Gebietsreferent, Referatsleiter und Abteilungsleiter im Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg. Von dort wechselte er 1987 nach Münster zum Landschaftsverband als Leiter des Westfälischen Amtes für Denkmalpflege und Landeskonservator. Durch seine Tätigkeit in allen Sparten unseres Faches hatte er für dieses Amt die besten Voraussetzungen. Sein fundiertes Wissen zu Theorie und Praxis der Denkmalpflege brachte er auch an den Instituten für Kunstgeschichte der Universitäten Bochum und Münster ein. 1996 wurde er von der Westfälischen Wilhelms-Universität zum Honorarprofessor ernannt.

Bei seinem Amtsantritt hatte das Westfälische Amt ca. 65 Mitarbeiter, deren Arbeitsplätze auf mehrere Häuser in der Nähe des Schlaunschen Erbdrostenhofes als Mittelpunkt mit „Chefetage“ verteilt waren. Man hoffte – erfolglos – auf eine baldige Zusammenführung in einem geeigneten Baudenkmal, z. B. der damaligen Landwirtschaftskammer, einem Baudenkmal der 1950er Jahre an der Schorlemer Straße.

Die Schnellerfassung der potentiellen Baudenkmäler war noch nicht abgeschlossen, die Arbeit mit dem Denkmalschutzgesetz von 1980 von allen Partnern

Eberhard Grunsky beendet am 31. Januar 2006 sein aktives Berufsleben als Landeskonservator von Westfalen und somit als Leiter des Westfälischen Amtes für Denkmalpflege beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe. Angetreten hat er dieses Amt vor fast 19 Jahren am 01. Mai 1987 als Nachfolger von Dietrich Ellger und als siebenter Inhaber dieser Position in Westfalen.

Manches hat sich in dieser Zeit entwickelt und verändert, so dass es sich lohnt, ein wenig zurückzublicken, auch über die 19 Jahre hinaus, – wie es sich zwanglos ergibt.

Eberhard Grunsky, unser „Chef“, wurde am 17. Januar 1941 in Berlin geboren. Seine Schulausbildung begann in Trossingen/Wttb. und endete über Stationen in Rottweil und Mainz in Würzburg mit dem Abitur. Nach Wehrdienst und einem Semester Architekturstudium widmete er sich dem Studium der Kunstgeschichte, Archäologie und Geschichte an den Universitäten Würzburg, Bonn und Tübingen. Dort promovierte er 1969 bei Günter Bandmann mit dem



3 Münster, Fürstenbergstraße 15, Landeshaus Block B.



4 Münster, Fürstenbergstraße 13, Landeshaus Block H (Im Rohbau).



5 Münster, Freiherr-vom-Stein-Platz 1, Landeshaus vor der Zerstörung im 2. Weltkrieg. 1928.



6 Münster, Warendorfer Straße 25. 1928.

weitgehend akzeptiert. Es gab bald einige Umstrukturierungen im Amt, z. B. erhielt der Fachbereich Praktische Denkmalpflege einen eigenen Leiter, der Betrieb der Restaurierungswerkstatt wurde auf Drängen der vorgesetzten Abteilung modifiziert. Trotzdem blieben Wünsche und Hoffnungen, das Amt neueren Entwicklungen und Standards anzupassen. Um die großen Datenmengen zu den Baudenkmalern besser nutzen zu können, erwies sich die Einrichtung einer EDV-gestützten Datenbank als unumgänglich. Es mussten viele Hürden genommen werden, zumal zum damaligen Zeitpunkt keine für unsere Zwecke und Anforderungen brauchbare Datenbank serienmäßig am Markt war. Eine Überprüfung der Aufbauorganisation und Geschäftsabläufe wurde als Projekteinstieg zur Bedingung gemacht. Fünf Jahre nach dem ersten Antrag stand die Datenbank KLARA (Kulturgutbezogene, leistungsfähige Archivierung, Recherche und Auskunft), mit ca. 20 000 Grunddaten gefüttert, zur Benutzung bereit und wird erfolgreich genutzt und weiterentwickelt.

Das Jahr 1992 brachte besondere Herausforderungen, weil in diesem Jahr das Westfälische Amt für Denkmalpflege, 1892 als Amt des Provinzialkonservators gegründet, sein hundertjähriges Jubiläum feiern konnte – und wollte. Gleichzeitig war die Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland mit ihrer jährlichen, mehrtägigen Tagung in Westfalen zu Gast. Mit der Ausstellung „Im Wandel der Zeit. 100 Jahre Westfälisches Amt für Denkmalpflege“ und ausführlichem Begleitbuch stellte das Amt an westfälischen Beispielen die denkmalpflegerischen Anliegen der Öffentlichkeit zuerst in Dortmund, parallel zur Tagung, vor. Diese widme-

te sich dem Thema „Strukturwandel und Denkmalpflege im Ruhrgebiet“. Weitere Stationen der Ausstellung folgten.

Ebenfalls 1992 konnte nach fast zehnjähriger Pause wieder ein großes Inventar, Stadt Minden, in Angriff genommen werden, nachdem das Land Nordrhein-Westfalen umfangreiche Fördermittel bereitgestellt hatte. Im Jahr 2005 ist der letzte Band des auf zehn Teilbände angewachsenen Werkes erschienen. Abgesehen von der gründlichen denkmalkundlichen Erfassung der Stadt führte das Projekt mehrere Nachwuchskräfte unter Betreuung der Hauptbearbeiter in die Problematik des Inventarschreibens ein.

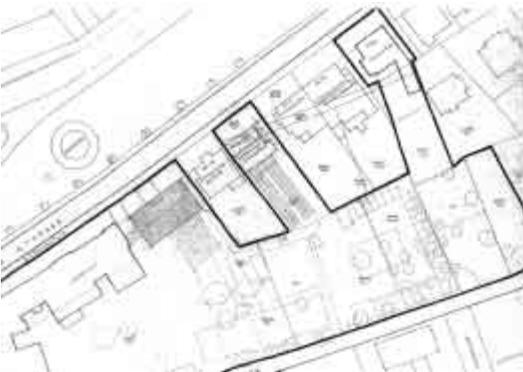
Ein wichtiger Schritt in die Öffentlichkeit gelang 1995 mit dem Erscheinen des ersten Heftes der vom Denkmalamt herausgegebenen Zeitschrift „Denkmalpflege in Westfalen-Lippe“, die seither zweimal jährlich erscheint und die interessierte Öffentlichkeit ebenso wie Denkmalpfleger und Denkmaleigentümer über die Arbeit an den (westfälischen) Denkmälern unterrichtet.

Eine frei gewordene Stelle des Amtes im Bereich der Zentralen Dienste wurde 1997 für einen Bauforscher umgewidmet. Dadurch erhöhte sich die Kapazität an Bauuntersuchungen, die Amtsmitglieder durchführen, erheblich, was in zahlreichen Fällen schnelleres Eingreifen ermöglicht. Die seit vielen Jahren überfällige Stelle für einen Gartendenkmalpfleger konnte 2002 nach immer erneuten Anträgen fachgerecht besetzt werden.

2002 ereilte das Amt eine groß angelegte Organisationsuntersuchung, die sämtliche Bereiche des Amtes erfasste und, wie nicht anders zu erwarten, Steleneinsparungen und Umorganisationen vorschlug,



7 Münster, Fürstenbergstraße, 14, Landeshaus Block C 1943 nach der Teilerstörung.



9 Münster, Fürstenbergstraße 15-9; Nr. 12 Gebäude der Kleinbahnabteilung des Landschaftsverbandes. Lageplan des BLB des LWL.

die sich der Landschaftsverband – bei knapper Finanzlage – zu Eigen machte. Der Stellenabbau führte zu erheblichen Arbeitsverdichtungen, zumal nun andere Arbeitsfelder im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit, der Vernetzung und der Personalführung verstärkt zu berücksichtigen sind, ganz abgesehen davon, dass bei ständig steigender Zahl der eingetragenen Denkmäler auch diese zusätzlich betreut werden müssen. Trotzdem veranstaltete das Amt im Sommer 2003 im Rahmen des Gedenkens an die Säkularisation vor 200 Jahren ein Kolloquium in Marienmünster, Kreis Höxter, zum Thema „Die baulichen Folgen der Säkularisation westfälischer Kirchen, Klöster und Stifte: Geschichte, Gegenwart, Zukunft.“ Die Beiträge werden in Kürze in der Zeitschrift „Westfalen“ veröffentlicht.

Die aus der Organisationsuntersuchung resultierende Umstrukturierung musste 2004 durchgeführt sein. Sie setzte mancherlei Umgewöhnungsprozesse innerhalb des Amtes und bei den externen Partnern in Gang. Im Sommer des Jahres richtete dann das Denkmalamt den ersten Westfälischen Tag für Denkmalpflege zum Thema „Weiterbauen am Denkmal“ aus. Eine solche Veranstaltung unter einer speziellen Fragestellung wird nun alle zwei Jahre folgen, um auf diese Weise dem Anliegen der Denkmalpflege ein



8 Münster, Neubrückenstraße 58, Schmisinger Hof vor der Zerstörung im 2. Weltkrieg.



10 Münster, Friedrich-Wilhelm-Weber-Straße 30, Heilanstalt Marienthal. Ca. 1928.

für alle Interessierten offenes Diskussionsforum zu bieten mit Schwerpunkt auf den regional westfälischen Bedingungen.

Gleichzeitig begannen schon die Vorbereitungen für die große Denkmalpflegertagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger, die 2005 in Münster stattfand und zur Auseinandersetzung mit dem Thema „Gemeinsame Wurzeln – getrennte Wege? Über Schutz von gebauter Umwelt, Natur und Heimat seit 1900“ aufrief. Außerdem startete in diesem Jahr die grundlegende Überarbeitung des Dehio-Handbuchs der Deutschen Kunstdenkmäler – Westfalen, um mit diesem Band die neuere Serie des renommierten Reisehandbuchs und Nachschlagewerks in ca. drei Jahren abzuschließen. Das Denkmalamt ist in diese Arbeiten inhaltlich eng eingebunden.

Eberhard Grunsky hat das Westfälische Amt für Denkmalpflege bedächtig, mit ruhiger Hand geführt. Es war ihm vordringlich darum zu tun, die fachliche Kompetenz des Amtes zu stärken und allen Tendenzen entgegenzuwirken, die der Bau- und Kunstdenkmalpflege ihre spezifischen, gesetzlich festgelegten Aufgaben zu beschneiden suchten. Ebenso lehnte er es ab, ihre Aufgaben in nicht vom Denkmalschutzgesetz abgedeckte Nachbarbereiche auszuweiten. Den von Georg Dehio in seiner berühmten Kaiserrede 1905 formulierten Grundsatz, „konservieren, nicht restaurieren“ verteidigte Grunsky vehement, machte seinen Einfluss auch bei Vorhaben geltend, die die Umnutzung und Ergänzung denkmalwerter Substanzen zum Gegenstand hatten, wie z. B. dem Ausbau der Ruine von Haus Witten in Witten, Schloss Horst in Gelsenkirchen oder der Erweiterung der



11 Ascheberg-Herbern, Schloss  
Westerwinkel. 1932.



12 Bad Driburg-Neuenheerse, ehem.  
Stiftskirche. 1932.



13 Münster, Domplatz 10, Westfälisches  
Landesmuseum. 1949.

Jahrhunderthalle in Bochum in der Architektursprache unserer Zeit und gegen den Trend historisierender Rekonstruktionen. Sein ausgeprägtes Interesse an historischem und zeitgenössischem Brückenbau lief parallel zu seinen denkmalpflegerischen Strategien, zwischen den Partnern lieber Brücken zu bauen als abubrechen. Den Amtsmitgliedern gewährte er einen großen Spielraum an Selbstverantwortung, ein Führungsstil, der uns allen ein erhebliches Maß an demokratischer Disziplin abverlangte, aber auch Kreativität und Eigeninitiative förderte.

Trotz hoher Belastung mit Verwaltungs- und Routinearbeiten bemühte sich Eberhard Grunsky kontinuierlich darum, als Denkmalpfleger und Wissenschaftler präsent zu sein. Auch wenn er ein ausgeprägtes Interesse für die – in Westfalen ja auch tatsächlich sehr bedeutenden – technischen Kulturdenkmäler hat, ließ er jedem Denkmal Gerechtigkeit widerfahren, egal, wie groß oder klein, alt oder jung, bequem oder unbequem es war. Seine vielfältigen Interessen spiegeln sich in der reichen Literaturliste, die diesen Zeilen angehängt ist.

Doch das Jahr 2005 war noch nicht zu Ende: Nach der Denkmalpflegertagung hieß vor dem Umzug. Unserem seit zwei Jahrzehnten vorgetragenen Wunsch, das Denkmalamt wieder unter einem gemeinsamen Dach unterzubringen und somit Zeit-Weg-Ersparnisse zu erzielen, aber vor allem die Kommunikation untereinander zu stärken, trug der Landschaftsverband in gewissem Maß Rechnung. Der Erbdrostenhof wurde geräumt, Chef, Verwaltung, Rechtsreferat und Inventarisierung / Bauforschung, Zentrale Dienste und Archive zogen in das Landeshaus, wo die Praktische Denkmalpflege bereits seit 1997 arbeitet. Bibliothek, Fotowerkstatt und Negativarchiv werden folgen, wenn ein Erweiterungsbau in ca. einem Jahr beziehbar ist. Eine kompakte, räumlich integrierende Unterbringung wurde und wird allerdings auch in Zukunft nicht erzielt.

Dieser wohl für längere Zeit letzte Umzug des Denkmalamtes gibt Anlass, einmal alle seine Umzüge Revue passieren zu lassen, soweit sie überhaupt dokumentiert sind. (Ich stützte mich bei diesem Rückblick vorwiegend auf Paul Reinthal, Fünfzig Jahre Denkmalamt, in: Westfalen Bd. 23, 1938, S. 327–331, Her-

mann Busen, 75 Jahre Denkmalpflege in Westfalen, in: Westfalen Bd. 46, 1968, S. 3–27, die Erinnerung von Kolleginnen und Kollegen und auf eigenes Erleben.) Übrigens hatten alle bisherigen Provinzial- bzw. Landeskonservatoren außer Hermann Busen (Landeskonservator von 1959–1972) mit Ein- oder Umzügen zu schaffen.

Albert Ludorffs (Provinzialkonservator von 1892–1915) erstes Domizil ab 1892 bestand aus nur zwei Büroräumen und einer Dunkelkammer, die sich an nicht näher bestimmbarer Stelle im Landeshaus befanden. 1925 zog man in die Warendorfer Straße 25 um, wo erstmals die Archive angemessen aufgestellt werden konnten und die Fotowerkstatt erweitert wurde. Es war, so schrieb Paul Reinthal (S. o. S. 329), „das große Verdienst Körners (Johannes Körner, Provinzialkonservator von 1921–1931, Anm. Verf.), in diesem Jahrzehnt das Denkmalamt neu aufgebaut und leistungsfähig ausgestattet zu haben.“

Bereits 1937 unter Wilhelm Rave (1931–1952 Provinzial- bzw. Landeskonservator) wurde wieder umgezogen und zwar in einen neuen Anbau des Landeshauses, Fürstenbergstraße 14, wo im zweiten Obergeschoss die Büros und die Bibliothek, im Dach ein Benutzerraum sowie die Archive (Foto, Negativ, Plan, Akten) und die Fotowerkstatt ausreichend Platz fanden. Ein Bombentreffer mit Teilverlusten an Bibliothek und Registratur zwang 1943 zu einem provisorischen Umzug in den Schmisinger Hof, Neubrückenstraße 58 und anschließend in das Haus Fürstenbergstraße 12 (Gebäude der Kleinbahnabteilung des Provinzialverbandes), während Bibliothek und Archive in die Heilanstalt Marienthal an der Friedrich-Wilhelm-Weber-Straße verbracht wurden. Ab Herbst 1944, auch Fürstenbergstraße 12 war zerstört worden, fand das Restamt in Schloss Westerwinkel, Ascheberg-Herbern, Zuflucht, wohin man einige Zeit später auch die Bibliothek retten konnte. Das ca. 50 000 Glasplatten umfassende Negativarchiv wurde Ende 1944 in Sakristei und Kapitelsaal des ehemaligen Stiftes Neuenheerse, Bad Driburg, ausgelagert. Im Herbst 1945 kehrte das Amt nach Münster zurück und zwar in das ruinöse Landesmuseum. 1948 zog man wieder in das Haus Fürstenbergstraße 14, wo nach dem Wiederaufbau Bibliothek und Fotoabtei-



14 Münster, Salzstraße 22/23. 2005.



17 Münster, Mauritzstr. 23. 2005.



15 Münster, Alter Steinweg 34. 2005.



18 Münster, Freiherr-vom-Stein-Platz 1. 2005.



16 Münster, Alter Steinweg 39. 2005.

lung schon vorher Aufstellung gefunden hatten. Es handelte sich wohl annähernd um die gleichen Räumlichkeiten wie vor dem Krieg bis zur ersten Ausbombung. Dass besonders das zerbrechliche Negativarchiv bei all diesen mehr oder weniger provisorischen Umzügen keinen nennenswerten Schaden erlitten hat, grenzt aus heutiger Sicht fast an ein Wunder.

Im letzten Dienstmonat von Theodor Rensing (Landeskonservator von 1952–1959) richtete sich das Amt an der Salzstraße ein. Nach Wiederaufbau des Westflügels des Erbdrostenhofes bezog es am 1. August 1959 dort ein neues, seinem Denkmalschutz- und -pflege-Auftrag angemessenes Domizil, jetzt mit einer eigenen Restaurierungswerkstatt. Nachdem 1968 auch der östliche Flügel wieder hergestellt war,

konnte die Werkstatt hier ausgebaut werden und standen weitere Räume zur Verfügung, so dass Mitarbeiter und Sammlungen nach dringvoller Überbelegung aufatmen konnten. 1969 verzeichnet das Dehio-Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler – Westfalen unter „Münster, Salzstraße 38, Erbdrostenhof“ „jetzt Landesamt für Denkmalpflege“.

Doch die Archive wuchsen, das Denkmalschutzgesetz von 1980 wies dem Amt neue Pflichtaufgaben zu. Der Personalstand stieg dementsprechend und spätestens ab 1974 mussten unter Dietrich Ellger (1972–1987 Landeskonservator) erste Teile des Amtes ausgelagert werden: zuerst die von 1965 bis 1980 in das Amt integrierte Bauarchäologie in das Haus Salzstraße 22/23, dem Erbdrostenhof gegenüber, dann 1979 die Kulturguterfassung (Alter Steinweg 34).

Was dann folgte und bis in Grunskys Dienstzeit reichte, zirkulierte amtsintern unter der Bezeichnung „Wanderzirkus WAFd“: Das Referat für Technische Kulturdenkmäler erhielt 1980 Büros im Haus Alter Steinweg 34. Ebenfalls 1980 zogen u.a. drei Referate der Praktischen Denkmalpflege in das ehemalige Hotel Rheinischer Hof, Alter Steinweg 39, wo 1981 auch das Referat für Technische Kulturdenkmäler begrüßt werden konnte. Es zog aber bereits 1982 weiter nach Salzstraße 22/23, 1986 gefolgt von einem weiteren Gebietsreferat. 1990 verließ das letzte Gebietsreferat den Erbdrostenhof Richtung Alter Steinweg 34 und zog 1995 in die Mauritzstraße 23

weiter, wo seit 1989 die Kulturguterfassung ansässig war und 1995–1997 die zeitlich begrenzte Basisdatenerfassung für die Datenbank arbeitete.

Eine etwas geordnetere, wenn auch weiterhin die Arbeitsabläufe beeinträchtigende Lösung trat 1997 ein mit der Konzentration des gesamten Fachbereiches Praktische Denkmalpflege im Block A des Landeshauses, Freiherr-vom-Stein-Platz 1, während die Leitung, Verwaltung, Rechtsreferat, Inventarisierung/Bauforschung, Zentrale Dienste mit Bibliothek, Fotowerkstatt, Bild- und Planarchiv, weiteren Archiven sowie die Restaurierungswerkstatt im Erbdrostenhof verblieben bzw. dorthin zurückkehrten.

Auch mit der Ende dieses Jahres vollständig umgesetzten Lösung der Unterbringung des Amtes im Landeshaus wird kein idealer Stand erreicht mit einer Verteilung auf drei z. T. weit voneinander entfernte Blöcke und unzusammenhängende Etagen. Schließlich verbleibt die Restaurierungswerkstatt und ein wertvolles, aber sperriges Archiv von Wandmalereipausen an alter Stelle im Erbdrostenhof. Wo ist ei-

gentlich „wir“? Es fehlt ein von außen wahrnehmbares Domizil, das der Öffentlichkeit verdeutlicht, dass hier eine spezielle Institution für sie an und für die kulturelle Identität Westfalens arbeitet.

Der neue Landeskonservator wird sich mit diesem Zustand abfinden (müssen), auch der vorherige war durchaus nicht ideal. Sicher wird sich Eberhard Grunsky lieber an sein langjähriges Domizil im Erbdrostenhof mit allen Erschwernissen seiner Nutzung erinnern als an die letzten Monate in einer alltäglichen Büroetage.

So wünschen wir Ihnen, lieber Herr Grunsky, dass Sie Ihre – sicher nicht immer leichte – Amtszeit in Münster in sonnigem Barock in Erinnerung behalten ... und bleiben Sie uns gewogen!

Bildnachweis

Westfälisches Amt für Denkmalpflege. 1 (Nieland), 2–4, (Brockmann-Peschel); 13 (Rösch); 18 (Dülberg); 5, 6, 11, 12 (Bildarchiv). – Westfälisches Landesmuseum: 7, 10.

## Bibliographie Eberhard Grunsky

### 1970

Doppelgeschossige Johanniterkirchen und verwandte Bauten. Studien zur Typengeschichte mittelalterlicher Hospitalarchitektur, Diss. Tübingen 1969, Diss. Druck Düsseldorf 1970

### 1973

Die ev. Hauptkirche Beatae Mariae Virginis in Wolfenbüttel. Bemerkungen zum ikonographischen Programm, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 12, 1973, S. 204–228

zusammen mit Volker Osteneck:

Die Bonner Südstadt (= Landeskonservator Rheinland, Arbeitsheft 6), Bonn 1973

### 1974

Die Bonner Südstadt, in: Denkmalpflege im Rheinischen Ballungsraum (= Landeskonservator Rheinland Arbeitsheft 7), Bonn 1974, S. 149–158

Wuppertal-Elberfeld-Nordstadt, Planungen und Maßnahmen, in: Denkmalpflege im Rheinischen Ballungsraum (= Landeskonservator Rheinland, Arbeitsheft 7), Bonn 1974, S. 59–62

### 1975

Bauen in Bonn 1725–1975, in: Ein Vierteljahrtausend Bonner Stadtgeschichte (Beilage zum 250jährigen Jubiläum des Bonner Generalanzeigers), 1975, S. 23–25

Ein bürgerliches Wohngebiet der Gründerzeit. Zur Geschichte und zum Denkmalwert der Bonner Südstadt, in: Bonner Geschichtsblätter 27, 1975, S. 191–208

Vier Siedlungen in Duisburg 1925–1930 (= Landeskonservator Rheinland, Arbeitsheft 12), Köln 1975

Wohnungen für das Existenzminimum. Städtische Typenhaussiedlungen in Duisburg, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 33, 1975, S. 91–109

### 1976

Die Bonner Südstadt, in: Die Kunst unsere Städte zu erhalten, hg. vom Arbeitskreis städtebauliche Denkmalpflege der Fritz-Thyssen-Stiftung, Stuttgart 1976, S. 94–115

zusammen mit Volker Osteneck:

Die Bonner Südstadt (= Landeskonservator Rheinland, Arbeitsheft 6), 2. veränderte Aufl. Köln 1976

### 1977

als Mitautor (Bearbeitung des Verwaltungsbezirks Braunschweig)

Georg Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Band Niedersachsen und Bremen, München/Berlin 1977

zusammen mit Hermann Hipp:

Die Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger, Bad Homburg v.d.H. 31.5.–6.6.1976, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 35, 1977, S. 89–97

Das Haus des Deutschen Landkreistages, in: der Landkreis 47, 1977, S. 226

### 1978

Ein Dokument des Neuen Bauens: Die Einschornsteinsiedlung in Duisburg-Neudorf, in: Duisburger Journal 8, 1978, S. 10–12

Das Warenhaus Tietz in Düsseldorf, in: Werner Busch/Rainer Hausherr/Eduard Trier (Hg.), *Kunst als Bedeutungsträger. Gedenkschrift für Günter Bandmann*, Berlin 1978, S. 515–532

zusammen mit Gerd Bauer:

Die ehemalige Villa Frowein in Wuppertal-Elberfeld, in: *Deutsche Kunst und Denkmalpflege* 36, 1978, S. 87–91

**1979**

Otto Engler, *Geschäfts- und Warenhausarchitektur 1904–1914* (= *Landeskonservator Rheinland, Arbeitsheft* 28), Köln 1979

Das ehemalige Warenhaus Knopf (heute Karstadt) in Karlsruhe, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 8, 1979, S. 57–64

Zur Geschichte der neugotischen Spitalfassade in Bad Waldsee, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 8, 1979, S. 139–147

**1980**

Waren- und Kaufhäuser, in: *Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland* (hg. von Eduard Trier und Willy Weyres) Bd. 2 *Architektur II*, Düsseldorf 1980, S. 271–285

Rezension: Hans Koepf, *Baudenkmale in Baden-Württemberg*, Stuttgart 1979, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 9, 1980, S. 180–181

**1981**

Rezension: Peter Stürzebecher, *Das Berliner Warenhaus*, Berlin 1979, in: *Deutsche Kunst und Denkmalpflege* 39, 1981, S. 211–216

**1982**

Adolf G. Schnecks „Haus auf der Alb“ bei Urach, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 11, 1982, S. 79–87

**1983**

Zur „Entdeckung“ historistischer Architektur als Problem der Denkmalpflege, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 12, 1983, S. 96–104

Rezension: Rainer Slotta, *Einführung in die Industriearchäologie*, Darmstadt 1982, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 12, 1983, S. 203–204

**1984**

Steinzerfall – Gefährdung und Zerstörung von Kulturdenkmälern, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 13, 1984, S. 37–45

Neues Bauen als Problem der Denkmalpflege, in: Norbert Huse (Hg.), *Siedlungen der zwanziger Jahre – heute. Vier Berliner Großsiedlungen 1924–1984*. Berlin 1984, S. 81–90

**1985**

Restaurierung: eine Frage der Konzeption. Zur Restaurierungspraxis und ihren Maßgaben, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 14, 1985, S. 49–59

**1986**

Denkmalpflege und Neues Bauen der zwanziger Jahre. Zur Kontinuität von Mißverständnissen, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 15, 1986, S. 1–10

Die Anforderungen der Denkmalpflege an den Restaurator, in: *Der freiberufliche Restaurator* (Hg. Verband freiberuflicher Restauratoren e.V.) Heft 1, 1986, S. 15–18

Perspektiven für den Umgang mit Baudenkmalern und ihrer Ausstattung, für die Denkmalpflege, in: *Das Baudenkmal und seine Ausstattung – Substanzerhaltung in der Denkmalpflege* (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz Bd. 31). Bonn 1986, S. 70–75

**1987**

Bestand – Befund – Bedeutung. Zur Beziehung zwischen kunsthistorischer Analyse und Restaurierung von Kulturdenkmälern, in: *Zeitschrift für Kunsttechnologie und Konservierung* 1, 1987, S. 14–22

Zur Denkmalbedeutung der Stuttgarter Liederhalle, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 16, 1987, S. 91–111

Bemerkenswerte Bauwerke (der Stadt Biberach an der Riß), in: *Der Landkreis Biberach*, hg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Biberach, Bd. 1. Sigmaringen 1987, S. 632–638

Stadterneuerung, Althausmodernisierung und Denkmalpflege. Deutsches Volksheimstättenwerk, Landesverband Nordrhein-Westfalen, Materialien aus den Lehrgängen – Nr. 388, als Manuskript gedruckt, Bonn 1987

**1988**

Édifices du XXe siècle. Principes et problèmes de leur conservation en Baden-Württemberg, in: *Les enjeux du patrimoine architectural du XXe siècle* (= *Actes des colloques de la Direction du Patrimoine* Bd. 4). Vesoul 1988, S. 41–45

Denkmalschutz und Denkmalpflege in Westfalen-Lippe, Probleme und Perspektiven, in: *Denkmalschutz und Denkmalpflege in Westfalen-Lippe, Fachdebatte am 27.10.1988 in der Landschaftsversammlung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe* (= LWL, Texte aus dem Landeshaus Heft 14), S. 3–25

**1989**

Einführung – Denkmalforschung und Denkmalerhal-

tung, in: Adelshöfe in Westfalen (= Schriften des Weserrenaissance-Museums Schloß Brake Bd. 3) München/Berlin 1989, S. 9–19

Der sachgerechte Umgang mit dem Baudenkmal: Bestandsaufnahme, Dokumentation, Bewertung, in: Das Baudenkmal in der Hand des Architekten – Umgang mit historischer Bausubstanz (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz Bd. 37), Bonn o.J., S. 17–22

#### 1990

Zum Nutzungs- und Restaurierungskonzept, in: Johannesberger Informationen Heft 11, August 1990, S. 3–8

Baudenkmäler der Nachkriegszeit? Beispiele aus Westfalen, in: Edeltraut Klüeting (Hg.), Der Wiederaufbau nach dem 2. Weltkrieg und die Probleme des Denkmalschutzes. Münster 1990, S. 21–97

Zu den Anforderungen von Denkmalschutz und Denkmalpflege an die Kunstgeschichte, in: Renaissance in Nord-Mitteleuropa I (= Schriften des Weserrenaissance-Museums Schloß Brake Bd. 4). München/Berlin 1990, S. 291–307

#### 1991

Architectural conservation, traditionalism and Modern Movement. History and topicality of an conflict; examples from a German province, in: DOCOMOMO, First International Conference Sept. 12–15, 1990, Conference Proceedings. Eindhoven 1991, S. 95–100

Erfassen und Erforschen als Grundlage von Denkmalschutz und Denkmalpflege, in: Reinhard Grätz, Helmut Lange, Hermannjosef Beu (Hg.), Denkmalschutz und Denkmalpflege. 10 Jahre Denkmalschutzgesetz Nordrhein-Westfalen. Köln 1991, S. 81–87

Bindungen und Freiheit im Umgang mit Baudenkmalern, in: Bruno J. Sobotka, Haus Berge in Witten. Witten 1991, S. 12–22

Der moderne Denkmalbegriff, in: Denkmalpflege im Land Brandenburg, Tagung in Rheinsberg vom 23. Bis 25. Oktober 1990, Köln 1991, S. 48–62

Kunstgeschichte und die Wertung von Denkmälern, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 49, 1991, S. 107–118

#### 1992

Denkmalpflege und historische Gärten, Einführung in das Tagungsthema, in: Fragen zur Gartendenkmalpflege, Fachtagung 7.–8. Oktober 1991 in Nordkirchen, Münster 1992, S. 9–11

Wert und Notwendigkeit der Denkmalpflege, in: EU-REGIO Denkmalzeitung Nr. 1, September 1992

Denkmalschutz und Denkmalpflege heute – Einige Aufgaben und Probleme aus der Sicht eines Konservators, in: Denkmalschutz und Denkmalpflege in Deutschland – Lehr- und Lernstücke, hg. im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung von Günther Rüter, Wesseling 1992, S. 7–22

Einführung, in: Im Wandel der Zeit. 100 Jahre Westfälisches Amt für Denkmalpflege (Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung vom 23.6. bis 16.8.1992 im Rathaus der Stadt Dortmund). Münster 1992, S. 13–19

Die Türme der Kirche in Isselburg-Anholt, in: Im Wandel der Zeit. Münster 1992, S. 240–242

Haus Elverlingsen in Werdohl, in: Im Wandel der Zeit, Münster 1992, S. 328–330

#### 1993

Bergbau und Denkmal aus der Sicht der Denkmalpflege, in: Bergbau und Denkmal. Verträgliches und Unverträgliches zwischen oben und unten. Gemeinsame Tagung des SFB 315 und der Ruhrkohle AG, Herne 1992 (= Arbeitsheft 12 des SFB 315), Karlsruhe 1993, S. 13–20

Der Seilnetzkühlturm in Hamm-Uentrop: zu jung um Denkmal zu sein, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 51, 1993, S. 69–85

#### 1994

Beispiele früher Waren- und Kaufhausbauten im Ruhrgebiet und ihre großen Vorbilder, in: Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 1985–1991 (= Westfalen 72, 1994), S. 406–488

#### 1995

Orgeldenkmalpflege im Kontext allgemeiner Denkmalpflege, in: Hannalore Reuter (Hg.), Barocke Orgelkunst in Westfalen. Katalog Soest und Münster 1995, S. 122–127

Restaurieren in der Denkmalpflege, in: Historische Werte für die Zukunft erhalten. Ochsenfarth Restaurierungen 1870–1995. Paderborn 1995, S. 35–41

Denkmalpflege fördert Investitionen. Anmerkungen aus der Sicht des Denkmalpflegers, in: Denkmalpflege als Standort- und Wirtschaftsfaktor. (= Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz Bd. 49). Bonn o.J., S. 11–15

Ein Denkmal der Ingenieurbaukunst. Der Schulwegsteg in Hamm und die Entwicklung der Hängebrücken im frühen 20. Jahrhundert in Deutschland, in: Bauingenieur 70, 1995, S. 507–514

Architektur und Denkmalschutz in der Nachkriegszeit, in: Architektur und Stadtplanung. 50 Jahre Wiederaufbau und Stadtentwicklung 1945–1995 Mün-

ster, Dokumentation vom VII. Bauforum. 2. Aufl. Münster 1995, S. 5–20

Denkmalschutz für Bauten der NS-Zeit? in: Edeltraut Kluebing (Hg.), Denkmalpflege und Architektur in Westfalen 1933–1945. Münster 1995, S. 9–17.

#### 1996

Zusammen mit Horst Metzler und Christoph Schmitz: Weserbrücke Porta – Die Geschichte einer Weserquerung, in: Stahlbau 65, 1996, S. 169–179

Kühltürme als Kulturgut?, in: Michael Petzet/Uta Hassler (Hg.), Das Denkmal als Altlast? Auf dem Weg in die Reparaturgesellschaft (= ICOMOS, Hefte des Deutschen Nationalkomitees Bd. 21), München 1996, S. 115–125

#### 1997

Denkmalpflege und Investitionen, in: Altstadt – City – Denkmalort. Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland, Hamburg 26.–30. Juni 1995. Vortragsband, Hamburg 1997, S. 203–204

Denkmalpflege und der „Symbolwert“ von historischen Rathäusern, in: Rathäuser im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit (= Materialien zur Kunst- und Kulturgeschichte in Nord- und Westdeutschland Bd. 21). Marburg 1997, S. 9–21

Auszeichnungen für beispielhafte Denkmalpflege, in: Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 1/97, S.29–31

#### 1998

Ist die Moderne konservierbar?, in: Konservierung der Moderne? Über den Umgang mit den Zeugnissen der Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts, (= ICOMOS, Hefte des Deutschen Nationalkomitees Bd. 24). München 1998, S. 27–37

Denkmäler und Modernisierung des Ruhrgebiets, in: Bergbau und Denkmal 3. Wieviel Sicherheit ist nötig? Beispiele aus der Praxis. Gemeinsame Tagung 1997 des SFB 315 und der Ruhrkohle Bergbau AG (= Arbeitsheft 15 des SFB 315). Karlsruhe 1998, S. 113–123

Deutscher Preis für Denkmalschutz 1997, in: Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 1/98, S. 36–37

#### 1999

Das Kraftwerk der Hydrierwerke Gelsenberg in Gelsenkirchen, in: Walter Buschmann (Hg.), KohleKraftwerke. Kraftakte für die Denkmalpflege!/? Essen 1999, S. 66–76

Glacissteg, in: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen Bd. 50, Minden, Teil V, außerhalb der Stadtbefestigung. Essen 1999, S. 1630–1633

Standort der Denkmalpflege – Ansprüche an die

Denkmalpflege, in: Auf dem Weg ins 21. Jahrhundert. Denkmalschutz und Denkmalpflege in Deutschland (= Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz Bd. 61), Bonn 1999, S. 76–82

Von den Anfängen des Hängebrückenbaus in Westfalen, in: Westfalen 76, 1998 (Münster 1999), S. 100–159

Zur Verwendung moderner Ersatzmaterialien in der Denkmalpflege, in: Deutsches Ingenieurblatt Dezember 1999, S. 16–26

Auszeichnungen für beispielhafte Denkmalpflege, in: Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 1/99, S. 34–36

Rezension: Hans-Christoph Hoffmann, Erforschen. Pflegen. Schützen. Erhalten. Ein Vierteljahrhundert Denkmalpflege in der Freien Hansestadt Bremen. Ein Rückblick. Bremen 1999, in: Bremisches Jahrbuch 78, 1999, S. 246–250

#### 2000

Kampstr. 31, ehem. Kreisgericht und Gefängnis, in: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen Bd. 50, Minden, Teil IV, Altstadt, die Profanbauten. Essen 2000, S. 851–874

Kaltschalen. Dünnwandige Betonkühltürme aus baugeschichtlicher Sicht, in: deutsche bauzeitung 134, 2000, Heft 2, S. 106–115

Umnutzung von Militärbauten aus der Sicht der Denkmalpflege, in: Militärbauten und Denkmalpflege (= Arbeitshefte der Rheinischen Denkmalpflege 54). Essen 2000, S. 129–133

Rezension: Walter Buschmann, Zechen und Kokereien im rheinischen Steinkohlebergbau. Aachener Revier und Ruhrgebiet (= Die Bau- und Kunstdenkmäler von Nordrhein-Westfalen, I. Rheinland). Berlin 1998, in: Die Denkmalpflege 58, 2000, S. 85–87

#### 2002

Leitbilder im Wechselbad der Zeiten, in: Städte- und Gemeinderat 56, 2002, Heft 3, S. 15–18

Denkmalpflege vor Ort – ein Grußwort zu Rudolf Breuings 75. Geburtstag, in: Beharren und Fortschreiten, Beiträge zur regionalen Kulturgeschichte und Denkmalpflege, Rudolf Breuing zum 75. Geburtstag am 31. Juli 2002. Steinfurt 2002, S. 30–31

20 Jahre Denkmalschutzgesetz: Standortbestimmung und Perspektiven. Zur Baudenkmalpflege, in: Kultur im Dialog, Denkmalpflege im Bewusstsein der Gesellschaft, hg. vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe. Münster 2002, S. 35–55

Otto Engler, in: Saur Allgemeines Lexikon der Künste

ler aller Zeiten und aller Völker Bd. 34. Leipzig 2002, S. 96–97

### 2003

Restaurierungskonzept und Werkprozess, in: Stadt Münster (Hg.), *Der Zwinger in Münster 1528–1732–1945–1997* und „Das gegenläufige Konzert“ von Rebecca Horn. Köln 2003, S. 13–16

### 2004

Von Eslohe, Freienohl und Finntrop bis Niagara, Cincinnati und New York. Zu den Anfängen der Erfolgsgeschichte des Brückenbauers Johann August Röbling (1806–1869), ein Vorbericht, in: *Sauerland* 37, 2004, H. 1, S. 20–25

Der Umbau der Bochumer „Jahrhunderthalle“ zur Hauptspielstätte der Ruhr-Triennale, in: *Denkmalpflege in Westfalen-Lippe* 2/04, S. 53–56

### 2005

Preise und Auszeichnungen, in: *Denkmalpflege in Westfalen-Lippe* 1/05, S. 33–35

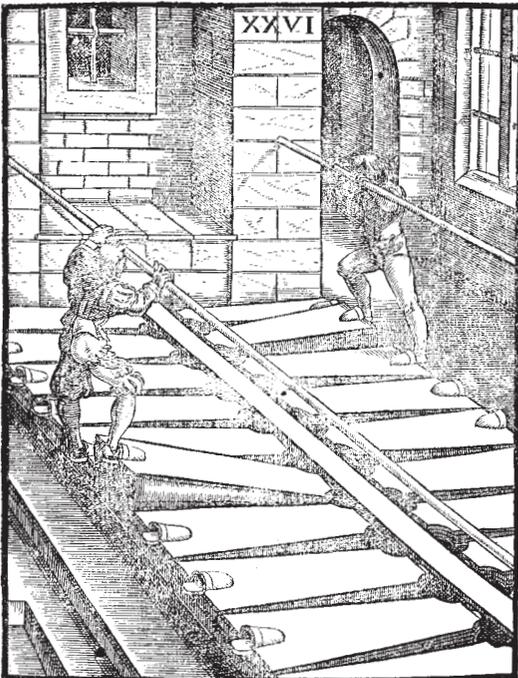
Der Umgang mit dem Baudenkmal Wewelsburg während der NS-Zeit, in: Ingrid Scheurmann (Hg.): *Zeitschichten. Erkennen und erhalten – Denkmalpflege in Deutschland*. Katalogbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Residenzschloss Dresden 30.7.–13.11. 2005. München–Berlin 2005, S. 138–141

## Von der Kunst, Wind zu machen

Roswitha Kaiser

In seinem Werk *De Organographia* beschreibt und illustriert Michael Praetorius 1619 die spätmittelalterliche Orgel des Halberstädter Domes, deren Windversorgung durch 24 Blasebälge *unsern izzigen Schmiedebälgen an groesse und Proporz nicht sehr ungleich gewesen*. (Praetorius, S. 103) Der zugehörige Holzschnitt zeigt eine Batterie von zwei Dutzend einander gegenüberliegender trapezförmiger Bälge, die an den äußeren Schmalseiten jeweils paarweise mit schuhähnlichen Vorrichtungen durch die Füße von maximal zwölf Kalkanten hochgezogen und niedergetreten werden konnten.

Der Autor zeigt sich ob der offensichtlichen Mängel dieser Winderzeugung verwundert, lag es doch auf der Hand, dass solchermaßen von verschieden gewichtigen Personen durch Ziehen und Treten der labilen Lederfaltenbälge erzeugter Wind sehr große Druckschwankungen besitzt, was dem Orgelklang nicht besonders bekömmlich ist.



1 Die historische Windversorgung der Halberstädter Domorgel nach Praetorius.

Während man sich in der Folgezeit bei der Eisenbearbeitung um die Mechanisierung des Blasebalgantriebes für das Schmiedehandwerk durch Wasserkraft bemühte, galt es im Orgelbau, die Winderzeugung für die größer werdenden Werke mit zunehmender Klangfülle zu verstetigen und zu präzisieren, was durch die Erfindung des Spanbalges ab dem 13. Jahrhundert gelang. Praetorius waren Leder- und bereits auch Spanbälge bekannt.

Ein Spanbalg besteht aus einer fest liegenden drei Finger dicken Unterplatte und einer gleichgroßen beweglichen Oberplatte, bei denen eine Schmalseite gemeinsam Scharnierfunktion hat. Zwischen Ober- und Unterplatte sind zieharmonikaähnlich Falten eingefügt, die dem in den Balg einströmenden Wind Raum gewähren. Die Faltenlamellen bestehen aus miteinander verleimten, exakt zugeschnittenen dünnen Holzspanplatten und biegsamen Lederstücken. Im geschlossenen Zustand ist ein solcher Spanbalg flach zusammengefaltet, während er sich bei der Winderzeugung keilförmig aufbläht.

Durch das Fangventil in der Unterplatte saugt der Balg neue Luft an, durch das Kropfventil im angeschlossenen Windkanal an der Scharnierseite gibt er sie an die Windladen weiter. Eine entsprechende Beschwerung der Oberplatte sorgt beim Herabsinken

des Balges für den erforderlichen, errechneten Winddruck, gemessen in Millimeter Wassersäule. Vor Erfindung der Motorgebläse ist die menschliche Muskelkraft des Kalkanten zur Winderzeugung notwendig gewesen. Mittels einer durch Armzug- oder Fußdruck erzeugten Kraft und deren Übertragung durch Hebel und Wippe werden die Bälge aufgezo-gen. Die Anordnung mehrerer Bälge neben- oder übereinander stellt die gleichmäßige Windzufuhr sicher. *Manche bauen eine besondere Bälgekammer zum Schutz vor den Ratten, daß sie nicht hinzukommen sollen*, konstatiert Schlick 1511, zieht jedoch deren Nutzen in Zweifel. (Schlick, S. 42)

Erst mit der Erfindung des Magazinbalges durch Cumming seit 1762 und durch die Etablierung der elektrischen Gebläse wurde der Spanbalg abgelöst. Durch die Anpassung historischer Orgelinstrumente an den jeweiligen Stand der Technik kamen die meisten Keilbalganlagen außer Gebrauch und wurde deren Substanz zerstört.

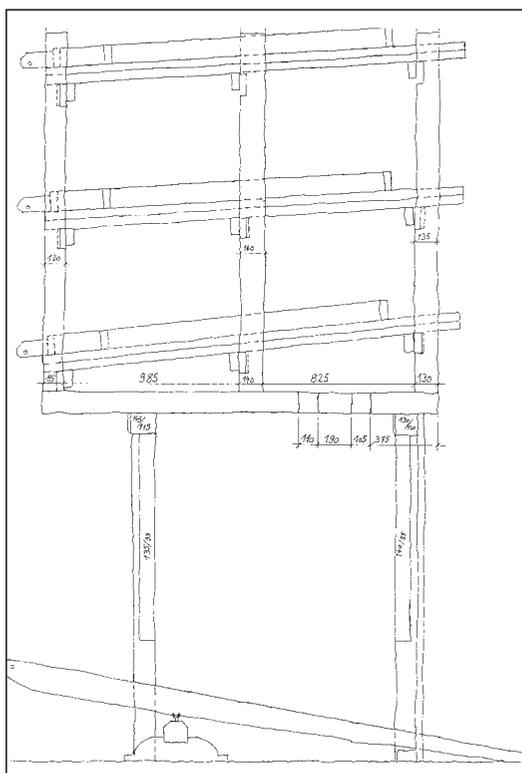
In der idyllisch im Wald gelegenen ehemaligen Klosterkirche des Kapuzinerordens St. Antonius von Padua im sauerländischen Sundern Kloster Brunnen ist die bauzeitliche Balganlage der Johann-Georg-Fromme-Orgel aus dem Jahr 1801 vollständig erhalten geblieben, was für Westfalen durchaus als spektakulär bewertet werden darf.

Eine Windanlage mit zwei Keilbälgen gleichen Ausmaßes, konstruiert von dem hessischen Orgelbau-meister Kuhlmann im Jahr 1854, befindet sich in der gut restaurierten Orgel der evangelischen Kirche der westfälischen Stadt Lichtenau.

Nicht sichtbar vom prachtvoll ausgestatteten barocken Raum der Kirche in Kloster Brunnen ist die Kalkantenbühne auf Emporenniveau hinter dem Orgelgehäuse an der Nordgiebelwand aufgestellt; über ihr befindet sich zwei Meter höher das hölzerne Balggestell, in dem auf drei Ebenen übereinander die funktionslosen Bälge leicht schräg lagern. Seit 1900 sorgt ein im Untergehäuse der Orgel durch Stockmann/Werl eingebauter Magazinbalg für die Windversorgung der vom Erbdrosten Friedrich Leopold, Reichsfreiherr von Fürstenberg, gestifteten Orgel.

Die vom unterstützenden Verein „Freundeskreis Kloster Brunnen e.V.“ und ihrem Vorsitzenden Klaus Baulmann dringend gewünschte und notwendig gewordene Restaurierung der Orgel stand 2001 an und sollte mit Hilfe des Sonderprogramms Orgeln des Landes Nordrhein-Westfalen durchgeführt werden. An den Kosten der im Folgenden beschriebenen Maßnahme beteiligte sich der Landschaftsverband Westfalen-Lippe finanziell.

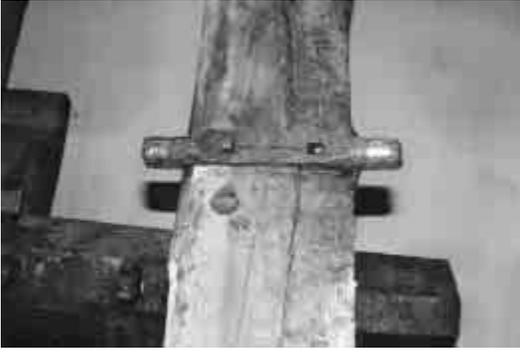
Nach den vorliegenden Gutachten der Sachverständigen war es selbstverständlich, die Windversorgung wieder auf den bauzeitlichen Stand der Technik des atmenden Windes zurückzuführen und auf den jüngeren Magazinbalg zu verzichten. Mit dem Orgelbauer Dieter Bensmann aus Steinfurt fand sich eine qualifizierte Werkstatt, die sich nach Abbau des Gesamtwerkes zunächst der Restaurierung der Bälge mitsamt Gestell und Kalkantenanlage engagiert annahm.



2 Aufmaßzeichnung der Kalkantenbühne und darüber befindlichen Balganlage in Kloster Brunnen.

Für jeden der drei Bälge ist ein separater Kalkantenbalken auf der Bühne notwendig, der als Wippenkonstruktion auf einem Lagerbalken mit einer geschmiedeten Achse aufsitzt und die durch den Kalkanten auf der Trittseite erzeugte Kraft über ein hölzernes Schwert auf die Gelenkpunkte an den Oberplatten der drei Spanbälge in unterschiedlicher Höhenlage überträgt und für deren Aufziehen sorgt. Der Lagerbalken ruht auf zwei querliegenden Böcken, deren Enden viertelkreisförmig gerundet sind. Diese mussten stabilisiert werden. Während die Schmiedelager aller drei Meter langen Wippenbalken noch relativ intakt waren und nur die ausgeschlagenen Achslöcher restauriert werden mussten, galt es, den mittleren Balken wegen fortgeschrittenen Anobienbefalls als Kopie in Eichenholz zu ersetzen. Die wahrscheinlich aus Eichenbrettern gefertigten Zugschwerter zwischen Bälgen und Wippen waren verloren. Möglicherweise war zumindest eines von ihnen als Verankerung des instabilen Orgelprospektes zum Gewölbe hin zweitverwendet worden, wie anhand einer Fotografie zu vermuten ist. Sie wurden jetzt neu ergänzt. Das recht grob und billig verzimmerte Auflagergestell für die Spanbälge lässt uns heute noch die Zeitumstände erfahren, die den Stifter 1802 erwogen haben, 30 Taler aus der Renteikasse für den Orgelbetrieb zuzuschießen, da die Orgel zwar fertig sei, *sie* (in Klosterbrunnen, Anm. d. V.) *aber wegen armuth und theurer Zeiten nicht füglich einen Organisten halten können.* (AFH 4021)

Die 1,45m breite, 2,10m tiefe und 2,10m hohe Unterkonstruktion der Balgaufleger ist nur zwischen Schwelle und Pfosten bzw. Rähm und Pfosten durch



3 Originales Lager der Kalkantenwippe, im Hintergrund der Lagerbalken. 2003.



4 Einer der drei Keilbälge nach der Restaurierung (Ausschnitt). 2003.

spärliche Zapfen miteinander verbunden. Die Brettstarken Querhölzer in leicht gestaffelter Auflagerhöhe sind schlicht mit den Pfosten vernagelt; aussteifende Diagonalverbindungen sucht man vergebens. Auch die Holzoberflächen sind nur grob mit dem Hobel geglättet. Das in Stirnhöhe der Kalkanten sitzende Brett zieren geritzte Graffiti gelangweilter Balgtreter. Das Restaurierungskonzept trug dem vollständigen Erhalt des historischen Befundes Rechnung, musste aber aus Gründen mangelnder Stabilität für die geplante Wiederinbetriebnahme der Balganlage statische Additionen des Gerüsts vorsehen. Diese wurden in sorgfältig ausgeführter historischer Handwerkstechnik durch den Orgelbauer ergänzt. Als Besonderheit kam noch zutage, dass es in Kloster Brunnen tatsächlich eine zweite Glocke im über der Empore im Dachraum befindlichen Dachreiter gegeben haben muss, da zwei Seildurchführungen mit starken Abnutzungsspuren entlang der Hölzer direkt an der Schwelle des Balggestells angebracht sind. Obwohl Arnold Schlick zu Beginn des 16. Jahrhunderts für die Balgplatten die Verwendung von Kiefernholz empfohlen hatte, hat Fromme 1801 in Kloster Brunnen Eichenholz für die windversorgenden Keilbälge gewählt. Da die jetzige Kirche des ehemaligen Kapuzinerklosters 1742–48 im dichten Laubwald des Mittelgebirges errichtet worden war, ist diese Materialwahl nicht besonders verwunderlich. Um ein Verbiegen der 8“ mal 4“ großen Außenplatten zu vermeiden, sind stabilisierende Leisten angebracht. Die Beschwerung der Oberplatte erfolgt durch einen Kasten mit darin befindlichen originalen Grauwackesteinen, der auf der dem Scharnier gegenüberliegenden Öffnungsseite des Balges angeordnet ist. Ihr Gesamtgewicht weist auf den ursprünglichen Winddruck hin und gibt diesen für die Restaurierung authentisch vor. Auch die dünnen Balgspäne als Bestandteile der Falten sind aus Eichenholz. Leder findet Verwendung für die beweglichen Scharnierflächen; zur Abdichtung der windführenden Teile dienen Beklebungen aus Lederstücken oder Pergamentpapier, oft in Zweitverwendung. Auch der Anstrich mit Bolus ist üblich. Mittels Hanfschnüren sind Ober- und Unterplatten und Balgspäne scharniermäßig miteinander verbunden.

Während der Arbeiten an den drei Keilbälgen fand Dieter Bensmann den Hinweis auf die letzte Repara-

tur der Anlage durch den Orgelbauer Adam Fischer und Sohn Augustin Fischer aus Soest. Diese hatten 1863 den Auftrag zur Reparatur der Windbälge erhalten und ein Pergament mit Namen und Datum der Reparatur im Inneren derselben aufgeklebt hinterlassen. Bei der aktuellen Restaurierung fertigte die ausführende Werkstatt Neubeledungen, Papierverleimungen, Verspundungen der Holzflächen und weitere Arbeiten in sauberer vorbildlicher Manier nach denkmalpflegerischen Kriterien an. Eine dauerhafte Abdichtung der Bälge für die Windversorgung der Werke der Fromme-Orgel in Kloster Brunnen ist somit sichergestellt. Der Fußbetrieb durch Kalkanten wird die Ausnahme bleiben, ist doch die Winderzeugung durch ein vorgeschaltetes Motorgebläse sichergestellt.

Von der Kunst, Wind zu machen, wird man sich beim Spiel auf der Fromme-Orgel in Kloster Brunnen zukünftig überzeugen können: *Die Bälge sollen sanft gehen, sie dürfen nicht schlucken und stoßen, daß man es am Klang der Pfeifen hört, wenn die Bälge auf und niedergehen. Der Wind soll ohne alles Schwanken sein. Um die Beschaffenheit des Windes zu probieren, halte man im vollen Werk einen Akkord mit sechs oder sieben Tasten im Manual und Pedal (in Kloster Brunnen angehängt, Anm. d. V.) in gleichzeitigem Spiel so lange aus, als man braucht, um zwei oder drei Vaterunser zu beten, dann hört man wohl, ob der Wind gleichmäßig und zureichend ist.* (Schlick, S. 43)

#### Literatur

Arnold Schlick, Spiegel der Orgelmacher und Organisten. Speyer 1511. Neudruck hg. von Ernst Flade. Kassel 1951. – Michael Praetorius, Syntagma musicum. Wolfenbüttel 1619. Faksimile-Reprint hg. von Arno Forchert. Kassel 2001. – Hans Klotz, Das Buch von der Orgel. Kassel 1938 (Neuaufgabe Kassel 2000). – George Ashdown Audsley, The Art of Organ-Building. New York 1905 (Neuaufgabe New York o.A.). – Jean-Yves Andrieux, Les travailleurs du fer. Paris 1991

#### Quelle

Archiv Fürstenberg Herdringen 421

#### Bildnachweis

Praetorius Tafel XXVI: 1. – Orgelbau Dieter Bensmann: 2. – Westfälisches Amt für Denkmalpflege: 3, 4 (Kaiser).

# Die „vortrefflichen Glasmalereien“ des Mindener Domchores

Eine Spurensuche als Beitrag zur Frühzeit der historistischen Glasmalerei in Westfalen  
Oliver Karnau

Bei den Luftangriffen der Jahre 1944 und 1945 wurde der Mindener Dom St. Petrus und Gorgonius bekanntlich fast völlig zerstört. Dabei gingen sämtliche Glasgemälde verloren. Die damals untergegangenen Chorfenster der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammten aus der Werkstatt eines Münsteraner Glasmalers, dessen Werk uns in die Anfänge der historistischen Glasmalerei in Westfalen führt.



1 Minden, Dom St. Petrus u. Gorgonius. Blick in den Chor. Um 1890.

Die Forschungen, die Roland Pieper für den 1998 veröffentlichten Inventarband „Dombezirk 1“ angestellt hat, haben bereits erste Hinweise ergeben (vgl. BKW 50, 2.1, 271 Abb. 194, 441–442, 565 Abb. 422–423, 606 Abb. 462–463, 610 Abb. 468; auch Haberey, Beeh, Beines, 170). Demnach war der Auftrag für neue Fenster im Mindener Domchor 1864 erteilt worden, als die wesentlichen Arbeiten zur baulichen Sicherung in diesem Teil der Kirche abgeschlossen waren; außerdem sollten auch die hochsitzenden Rundfenster im Chorquadrat neu angefertigt werden. Aus dem Jahre 1865 ist dann die Nachricht des Kirchenvorstandes erhalten, die berichtet, dass im Chor statt der gewöhnlichen Verglasung „vortreffliche Glasmalereien“ eingebaut wurden (zit. nach BKW 50, 2.1, 442).

Die Fenster im Domchor wurden in der Werkstatt des

Münsteraner Glasmalers Hagemann gefertigt (vgl. Kayser, 267), die um 1870 auch für andere Kirchen Farbverglasungen geliefert hat. Tätigkeit und Schaffen dieser Werkstatt sind weitgehend unbekannt. Aus Münster ist ein Glasmaler Conrad Hagemann bekannt, der, geboren am 17. Dezember 1815, in Münster lebte, zuletzt im Haus Georgs Kommende 46, wo er am 14. Mai 1879 gestorben ist (vgl. Werland, passim). Hagemann verbrachte wohl einige Studienjahre in Rom, wo er mit dem Bildhauer Wilhelm Achtermann zusammentraf. Vermutlich war Hagemann auch in der Zeit der deutschen Revolution 1848/49 politisch aktiv (vgl. Hüser, 136). Zu dieser Zeit dürfte Hagemann in Münster sein Geschäft zunächst als Porzellan- dann als Glasmaler eingerichtet haben. Die Tätigkeit in der Porzellanmalerei ist keineswegs ungewöhnlich, waren es doch die Porzellanmaler, die den Umgang mit Schmelzfarben durch die Zeiten gerettet hatten und nun den Glasmalern ihre seit dem Barock verloren gegangenen Kenntnisse wieder vermitteln konnten (vgl. Flügge, 21). Vielfach übertrugen Porzellanmaler ihre Dekorationsmuster zunächst auf Trinkgläser, von wo es nur ein kleiner Schritt zur Tafelglasmalerei war (vgl. Vaassen, 14).

Da von den mit den Luftangriffen verlorenen Glasgemälden des Mindener Domes keine Trümmer oder Bruchstücke geborgen worden sind, können heute nur noch historische Aufnahmen aus der Zeit vor den Kriegszerstörungen Aufschluss geben über die Gestalt und Qualität der Hagemannschen Fenster. Wo vorhanden, kann man auf älteren Außen- bzw. Innenansichten auch die Fenster von Hagemann erkennen. Mithilfe moderner Bildbetrachtungstechnologien sind diese Aufnahmen durch Vergrößerungen und nachträgliche, computergestützte Kontrastierung und Bildschärfung so einzurichten, dass sie die Fenster Hagemanns deutlich werden lassen.

Wegen der vergleichsweise guten fotografischen Dokumentation lässt sich über Hagemanns Fenster im Mindener Dom einiges in Erfahrung bringen. Danach lieferte Hagemann für das dreibahnige Mittelfenster im Mindener Domchor ein Glasgemälde mit drei Heiligenfiguren: in der Mitte eine Petrusfigur, begleitet von den Heiligen Gorgonius zu seiner Rechten und Karl dem Großen. Petrus mit Schlüssel und Gorgonius mit Rüstung und Schwert stehen als die beiden



2 Minden, Dom St. Petrus und Gorgonius, Inneres, Blick in den Chor. Ausschnitt nördl. Chorfenster nord II.

Patrone der Domkirche zusammen mit Karl dem Grossen in weitem Mantel, dem Gründer des Bistums Minden. Die Standfiguren unter Wimpergen sind auf die Fernsicht im Mindener Dom ausgerichtet und über zwei Reihen Architekturornamenten in der oberen Hälfte des Fensters angeordnet. Die oberen Enden der Bahnen leiten über zu den hellen Glasmalereien im Couronnement, die allerdings auch in guten Aufnahmen kaum mehr zu differenzieren sind. Die benachbarten ebenfalls dreibahnigen Fenster nord II und süd II waren kräftig farbige Ornamentfenster ohne figürliche Malereien. In beiden Fenstern wechselten helle Kreisformen – im Nordfenster mit Vierpässen – mit dunkleren Teppichmustern ab. Die anschließenden Fenster nord III und süd III trugen Grisailleornamente. Insgesamt war so der Chor, wie auf den historischen Aufnahmen leicht zu erkennen, ein heller, lichter Raum – ganz in Gegensatz zum heutigen Eindruck. Der Zeitgenosse Johann Kayser hielt die „ausgewählten Muster“ in Hinblick auf ihr Zusammenwirken mit der umgebenden Architektur zwar für „etwas zu modern“, aber er lobte – trotz Kritik an den Baldachinarchitekturen – die „statuarische Ruhe“ der Figuren sowie ihre „kräftige Farbengebung“ (vgl. Kayser, 267). Die Glasmalereien aus der Werkstatt Hagemann waren demnach nazare-



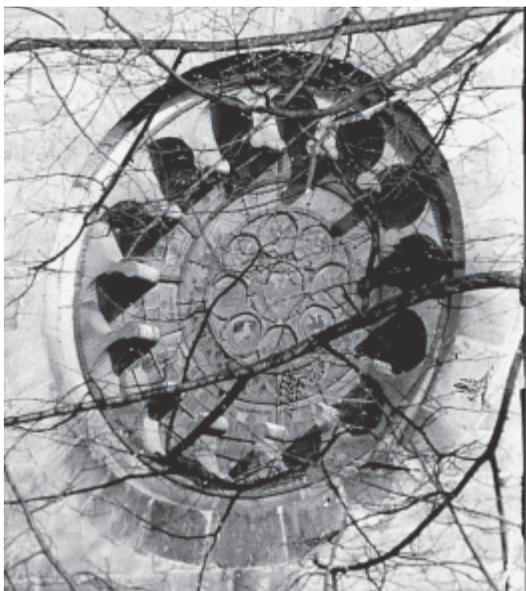
3. Minden, Dom St. Petrus und Gorgonius. Nördliches Chorjochfenster. 1895.

nisch beeinflusst, was sich durch ihre Bevorzugung von kräftigen Farben und klaren Kompositionen charakterisieren läßt.

Für die Gestaltung der beiden Rundfenster im Chorjoch waren im September 1864 vom preußischen Bauinspektor von Lesser Skizzen eingereicht worden (vgl. BKW 50, 2.1, 442), der Darstellungen des bischöflichen und des Landeswappens vorsah. Nach einem Veto von Quasts sollten aber das preußische Wappen und das Mindener Wappen, umgeben von denen der westfälischen Teilgebiete, gezeigt werden. Eine Aufnahme aus der Vorkriegszeit zeigt, dass offenbar das südliche Rundfenster als preußisches Wappenfenster eingerichtet wurde, wonach dann das Nordfenster die westfälischen Wappen gezeigt hat.

Es ist natürlich möglich, dass auch die Glasmalereien in den Chorfenstern ebenfalls nicht von Hagemann sondern von anderer Hand entworfen wurden. Nachrichten hierüber scheinen aber nicht vorzuliegen, sonst wäre darüber sicher berichtet worden. Die Ornamente könnten Entwürfe Hagemanns sein; ob auch die Standfiguren auf Kartons von Hagemann zurückgehen ist freilich nicht sicher, da auch anderen figürlichen Fenster seiner Werkstatt Kartons fremder Hand zu Grunde lagen.

Eine Durchsicht des älteren Inventarbandes der Kirchen von Münster brachte nämlich eine Reihe von weiteren Glasmalereien zusammen, die zwar Hagemanns Werkstatt zuzuordnen sind, aber Entwürfe anderer Hand hatten (vgl. BKW 41, 6, 20, 149, 188): in der Pfarrkirche St. Martini (1861 und 1864/65), in der Pfarrkirche St. Ludgeri (1863–1864, 1868 und 1877) und in der Pfarrkirche Liebfrauen-Überwasser (1868). Leider ist keines dieser Glasmalereien erhalten und mit historischen Aufnahmen auch nur schwer zu fassen. Allerdings wird überliefert, dass die figürlichen Darstellungen in den Glasmalereien auf Kartons von Arnold Güldenpfennig, Dominik Mosler und Friedrich Tüshaus zurückgingen (vgl. Pfarrarchiv St. Ludgeri Münster, Depositum im Bistumsarchiv Münster, Karton 28, Rechnungen über Kirchenrestauration; Wolters, 15–18). Das Motiv des



4 Minden, Dom St. Petrus u. Gorgonius. Südliches Chorjochfenster von außen. Um 1930.

Wechsels wie im Mindener Ornamentfenster nord II findet man nach einer historischen Aufnahme übrigens auch im Fenster süd III der Münsteraner Ludgerikirche (vgl. Bildarchiv WAfD 88/1467). Im Original erhalten sind wohl nur drei – freilich sehr schöne – figürliche Glasmalereien in den Fenstern nord IV–VI der kath. Pfarrkirche St. Felizitas Lüdinghausen, entstanden 1870–72, mit Darstellungen aus dem Marienleben von Hagemann, nach Vorlagen des Wiener Malers Johannes Klein gefertigt.

Als Hauptschaffenszeit der Werkstatt Hagemann dürften also die Jahre von 1860 bis 1879 anzusehen sein. Standart und personelle Zusammensetzung des Ateliers sind nicht bekannt. Bei der Untersuchung der Glasmalereien von St. Felizitas Lüdinghausen im Februar 2005 wurde im Prophetenfenster s XI immerhin die eingeritzte Signatur „F. Hagemann 1869 im Juni“ entdeckt. Das dem Familiennamen beige-fügte „F.“ könnte auf Conrad Hagemanns Söhne Friedrich Wilhelm (geb. 1846) oder Franz Paul (geb. 1848) hinweisen (vgl. Werland, *passim*), die zum Zeitpunkt der Signatur 23 bzw. 21 Jahre alt waren. Ob und in welcher Weise vielleicht von ihnen die Werkstatt nach dem Tode ihres Vaters weitergeführt worden ist, ist vorerst nicht zu bestimmen.

Diese erste Durchsicht der Tätigkeit der Werkstatt Hagemann lässt eine Konzentration auf Münster und Umgebung erkennen, wo nach der Jahrhundertmitte mehrere Kirchbauten neue Ausstattungen und Glasgemälde erhielten. Nach Umfang und Bedeutung dürften die zum Teil umfangreichen Arbeiten ohne einen regelrechten Werkstattbetrieb nicht zu schaffen gewesen sein – wenn auch die erhaltenen Rechnungen im Pfarrarchiv von St. Ludgeri keine Hinweise darauf geben. Hagemanns Arbeiten werden aber nicht allein wegen der Zahl der Aufträge und Arbeiten eine wichtige Rolle gespielt haben. Die Prominenz der Aufträge für den Mindener Dom und für die wichtigen Stadtkirchen Münsters lässt vermuten,

dass Hagemann wohl über einiges Ansehen verfügte. Seine Werkstatt wird damit in Konkurrenz zur etwa gleichzeitig tätigen Münsterischen Glasmalereianstalt von Victor von der Forst zu sehen sein.

Die Glasmalereien aus der Werkstatt Hagemanns zeigen uns auch, dass die Anfänge der Glasmalerei in Münster und Umgebung bis hin ins Mindener Land von mehreren Werkstätten getragen wurden, über die wir bislang immer noch wenig wissen. Über die in den 1860er Jahren in Westfalen tätige rheinische Glasmalerei von Friedrich Baudri Köln (vgl. Holzweg, 280–282) und den bereits bekannten Ateliers von Victor von der Forst in Münster (vgl. Holzweg, 282–283) und von H. B. Beck in Horstmar (vgl. WAfD, Objektakte Legden-Asbeck, kath. Pfarrkirche St. Margareta) hinaus gab es also mit der Münsteraner Werkstatt von Conrad Hagemann eine weitere Glasmalerei, die in der Frühzeit der historistischen Glasmalerei prominente Aufträge erhalten hat und darin dem Schaffen von der Forsts möglicherweise gegenüberzustellen sein dürfte.

#### Quellen und Literatur

Ein besonders herzlicher Dank geht an die Mitarbeit von Frau Hedwig Nieland von der Fotoabteilung des WAfD.

Herzlichen Dank auch für frdl. Hinweise von Frau Irmgard Pelster (Stadtarchiv Münster), vom Standesamt Münster, von Herrn Dipl.-Des. hist. Kulturgut Markus Kleine (Glasmalerei Peters, Paderborn) und von meinem Kollegen Dr. Dirk Strohmann.

Pfarrarchiv St. Ludgeri Münster (Depositum im Bistumsarchiv Münster), Karton 28, Rechnungen über Kirchenrestauration. WAfD, Objektakte Legden-Asbeck, kath. Pfarrkirche St. Margareta. Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen. Bd. 50: Stadt Minden. Teil 2: Altstadt. 1. Der Dombezirk. Teilbd. 1. Bearb. v. Roland Pieper u. Anna Beatriz Chadour-Sampson. Unter Mitarb. v. Elke Treude. Essen 1998 (zit. als BKW 50, 2.1). – Marina Flügge, Glasmalerei in Brandenburg vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Worms 1998. – Waldemar Haberey, Suzanne Beeh und Johannes Ralf Beines, Farbfenster in Bonner Wohnhäusern. o.O. (Köln) 1979 (=Landeskonservator Rheinland; Arbeitsheft. 24). – Peter Holzweg, Die Architektur des Historismus im Bistum Münster: Zur Sakralbaukunst im 19. und frühen 20. Jahrhundert mit einem Exkurs zur Glas- und Wandmalerei, in: Ausst. Kat. Imagination des Unsichtbaren. Münster 1993, Bd. I, 246–295. – Karl Hüser, Der westfälische Kongress für die Sache und die Rechte der preußischen Nationalversammlung und des preußischen Volkes vom 18./19. November 1848 in Münster, in: Westfalen 119 (1969), 121–155. – [Johann] Kayser, Kunstbericht aus der Diözese Paderborn. II. Restauration des Domes zu Minden, in: Organ für christliche Kunst 16.1866, Nr. 23, 265–269. – Innocenz M. Strunk, Wilhelm Achtermann. Ein westfälisches Künstlerleben. Vechna 1931. – Elgin Vaassen, Bilder auf Glas. Glasgemälde zwischen 1780 und 1870. München-Berlin 1997 (=Kunstwissenschaftliche Studien. 70). – Walter Werland, Conrad Hagemann in Münster, der Porzellan- und Glasmaler, in: Westfälische Nachrichten Nr. 218 v. 20.09.1975. – Westfälische Künstler im 15. Jahrhundert. Texte v. Gisela Luther. Münster 1983. – F. Wolters, Die Restauration der Liebfrauenkirche zu Münster. Münster 1882.

#### Bildnachweis:

Westfälisches Amt für Denkmalpflege: 1–4 (Bildarchiv).

# Das Altarwandgemälde in der Priesterseminarkapelle Münster

Beat Sigrist

Das bis dahin kaum bekannte Wandgemälde sowie die weitgehend verlorene Innenausstattung der Kapelle entstanden 1903 durch den in Kevelaer ansässigen Maler Friedrich Stummel und seine Werkstatt. Der Zustand des Gemäldes wirkte nach rund hundert Jahren unbefriedigend und erweckte den Wunsch nach einer Verbesserung. Begleitet durch das Westfälische Amt für Denkmalpflege führte die Fachhochschule Köln (Institut für Restaurierung und Konservierung von Kunst- und Kulturgut) eine eingehende Untersuchung, eine Pflegekonzeption und schließlich eine Restaurierung durch. Der folgende Bericht fasst die denkmalpflegerisch wichtigsten Aspekte zusammen.



1 Altarjoch und seine Ausstattung, vor 1948.

## Zur Entstehung

Das 1776 gegründete bischöfliche Priesterseminar erhielt 1866–1870 einen in Nord-Süd-Richtung angeordneten Neubau von Emil von Manger aus Oelde und 1886–1889, rückseitig angebaut, einen Ostflügel (Kapellenflügel) des August Hanemann aus Münster. Dieser Ostflügel nimmt im Erdgeschoss den Speisesaal und im ersten Obergeschoss die dreischiffige vierjochige, im Grundriss leicht oblonge Kapelle des Priesterseminars auf. Die Architektur der Fassaden und des Kapelleninnenraumes sind in neuromanischen Stilformen gehalten. Auf Veranlassung von

Regens Aengenvort (Leiter des Priesterseminars) erhielt die Kapelle 1903 ihre Ausstattung und Ausgestaltung unter Leitung des Kirchenmalers Friedrich Stummel aus Kevelaer. Am 5. Nov. 1903 weihte der Regens die Kapelle, und zwei Tage später konsekrierte der Bischof den Altar. Der Westfälische Merkur berichtete am 17. Januar 1904 zur Kapelle: *Sie hat ein neues Gewand angelegt, ein Feierkleid, so herrlich und schön, daß man sie kaum wiedererkennt. Nach der anfänglichen Schlichtheit hat sie gewonnen, erheblich viel gewonnen, und in der Pracht ihres Altars, im Schmuck ihrer Kronleuchter, im hellen Schein ihrer Lichter, in der stummen Predigt ihres majestätischen Altarbildes, im Glanz ihrer Farben ladet sie nun mit verdoppelter Anziehungskraft zum Leben ein.*

Das östliche Mittelschiffjoch als Altarjoch beinhaltet ein geschlossenes ikonographisches Programm mit Christus als Mittelpunkt. Die vollflächigen Gewölbemalereien, gleichsam als Baldachin, symbolisieren das Versprechen für die Auferstehung, das Paradies und das ewige Leben durch den Opfertod Christi. Der Altarkörper besteht aus zwei Stufen, Mensa, Tabernakel und Expositionsaldachin. Die mit rundem Bogen abschließende Altarwand nimmt oberhalb der Mensa ein vergoldetes Inschriftband und im Rundbogenfeld in zentraler Stellung das figürliche Altarbild ein. Dargestellt ist in der Mitte der thronende Christus als Lehrer, links Maria und rechts Johannes der Täufer, beide als Fürbitter. Unten links ist das Wandgemälde mit *F. Stummel 1903* signiert und datiert.

Friedrich Franz Maria Stummel ist am 20. März 1850 in Münster geboren und in der an das Priesterseminar grenzenden Überwasserkirche getauft. Er studierte an der Düsseldorfer Kunstakademie und hat ein umfangreiches Werk überwiegend in sakralen Räumen geschaffen. Sein Hauptwerk ist die Ausmalung der Marienbasilika in Kevelaer. Am 16. September 1919 verstarb er. In seiner Geburtsstadt Münster ist dieser das einzige seiner weit verbreiteten und bedeutenden Werke.

## Einflüsse und Veränderungen infolge der Zeitereignisse

Am 13. Oktober 1943 entstanden durch die schwe-



2 Altarwandgemälde vor der Restaurierung, 2001.



3 Altarwandgemälde nach der Restaurierung, 2003.

ren Luftangriffe starke Schäden an den Gebäuden des Priesterseminars. Der Dachstuhl wurde zerstört, der Kapelleninnenraum blieb anscheinend von größeren Zerstörungen verschont. Über der Kapelle räumte man 1945 den Schutt weg und 1946 erfolgte die Neurichtung des Daches. 1947/48 wurde das Kapelleninnere wieder hergestellt, u.a. erhielten die Gewölbe- und Wandflächen einen Neuanstrich. Die „Nazarenermalereien“ von Friedrich Stummel konnte man nicht mehr ertragen und hat sie „versteckt“.

Im 1956 errichteten Westflügel entstand eine neue Kapelle, die nur knapp 20 Jahre als solche diente. Die alte Kapelle im Ostflügel wurde 1974 erneut renoviert. Dabei entfernte man den größten Teil der Kapellenausstattung von 1903. Anstelle des wandgebundenen Hauptaltars entstand ein freistehender Zelebrationsaltar. Das mit Putz und Farbe überdeckte Wandgemälde wurde nunmehr unter Bezug auf glaubensgeschichtliche Aspekte freigelegt. Weil das Wandgemälde sehr gelitten hatte, erfolgten beruhigende, jedoch keine vollständigen Ergänzungen der Malereiverluste. Am 6. September 1975 fand die Neueinweihung der umgestalteten Kapelle im Ostflügel statt.

#### Der Materialbestand und sein Erhaltungszustand

Denkmäler oder Teile davon konstituieren sich aus den historischen Bau- und Künstlerwerkstoffen. Geschichtliche Ereignisse oder natürliche Alterungsprozesse bewirken qualitative und quantitative Veränderungen an den Werkstoffen. Im Falle des wenig bekannten Altarwandbildes war deshalb eine restauratorische Untersuchung erforderlich. Alle visuellen Merkmale zur Materialtechnologie, zum Entstehungs-, Veränderungs- und Alterungsprozess fanden Aufnahme in einer Kartierung. Weiterführende Untersuchungen mit gezielten Fragestellungen erfolgten mittels kleinsteiliger Probeentnahmen und deren Analysen im Labor.

An einer tief führenden Fehlstelle im Malgrund

konnte ein dreischichtig aufgebauter Putzgrund beobachtet werden. Man darf von Kalkputz ausgehen. Hinsichtlich einer möglichst zerstörungsfreien Untersuchung wurden keine Putzproben entnommen. Als Vorzeichnungen für das Gemälde fanden Putzeinritzungen, rotbraune Farb- sowie Bleistiftstriche Anwendung. Die Gemäldemalerschicht ist in der Technologie der „Keim’schen Wasserglastechnik“ hergestellt (Mineralfarb- oder Silikatfarbentechnik). Wasserglas als Pigmentbindemittel ist analytisch nachgewiesen. Die Flächen des Thrones und der Nimben erhielten einen dünnenschichtigen Feinstucküberzug, eine Blattvergoldung in Öltechnik und zur Ausgestaltung der Schattenflächen Lüsterfarben. Anlässlich der Gemäldewiederherstellung 1974/75 entstanden kleinteilige Putz-, Feinstuck- und Malfarbergänzungen.

Neben deutlichen Teilverlusten von Gemälde substanz konnten an den noch vorhandenen Künstlerwerkstoffen unterschiedliche, teilweise Handlungsbedarf signalisierende Schäden festgestellt werden. Zu nennen sind ein Netz von Rissen, vom Mauerwerk gelockerte Putzschichten, Hack- und Kratzspuren in der Gemäldeoberfläche sowie entlang der Risse Adhäsionsstörungen der Malfarbschicht. Vorwiegend im oberen Gemäldebereich wurden grünliche Verfärbungen der Ultramarinpigmente und Laufspuren von Flüssigkeiten beobachtet. Analytisch wurde dort Gipsbildung nachgewiesen. Auf der gesamten Gemäldeoberfläche befand sich ein unterschiedlich starker „Weißschleier“. Gemäß der Analyse bestand er aus Kalk und Zement, zu interpretieren als diejenigen Bau- und Farbstoffe, die einerseits die Übertünchung 1947/48 und andererseits die Freilegung von 1974/75 bezeugen.

Die Bestimmung der Schadensursachen zeigte, dass anhand der umfangreich gesammelten Erkenntnisse aus den Archivalien und den Befunden am Gemälde nicht alle schädlich wirkenden Einflüsse eindeutig aufzuklären waren. Die Risse im Putz sowie die partiellen Putz- und Malschichtlockerungen dürften

durch die den Werkstoffen und ihrem Schichtaufbau eigenen Alterungsprozesse entstanden sein. Die Malereiverluste und Beeinträchtigungen an der Oberfläche können den Kriegseinwirkungen, dem Überdecken mit Putz und Tünche sowie dem Freilegen des Gemäldes zugeschrieben werden. Zum Untersuchungszeitpunkt waren keine akuten Schadensursachen zu diagnostizieren, die eine übernatürliche Alterung oder Zerstörung von Künstlerwerkstoffen am Wandgemälde bewirkten.

### Konzept und Restaurierung

Entsprechend den übergeordneten Zielen, Denkmäler instand zu halten und zu nutzen, konnte auch der restauratorische Handlungsbedarf in zwei Anforderungsstufen formuliert werden. Einerseits signalisierten die partiellen Materialinstabilitäten wie Putz- und Malschichtlockerungen die Notwendigkeit von konservatorischen Sicherungsmaßnahmen. Andererseits genügte das um 1974 hergestellte Präsentationsergebnis mit den hinzugekommenen jüngeren Oberflächenveränderungen nicht mehr den aktuellen Nutzungsansprüchen. Der partiell unterschiedlich starke Weißschleier auf der Malschicht sowie die farblich ungenügend beruhigten Fehlstellen im Gemälde lösten berechtigte Verbesserungswünsche aus. Unter Einbezug aller ermittelten individuellen Voraussetzungen am Gemälde und im Umfeld, führte die

Restauratorin zu den einzelnen Arbeitstechnologien zunächst Versuchsreihen durch. Zur Ausführung gelangten letztlich folgende konservatorische und die ästhetische Präsentation verbessernde Leistungen: Reinigung der Maleroberfläche mit dem „wischab-Schwamm“, partiell mit Mikrodampf; Entfernung bzw. Reduzierung des Weißschleiers mit saurem Kationenaustauscher; injizierende Hinterfüllung von stark gelockerten Putzstellen mit gefüllter Kieselsäuredispersion; Sicherung loser Malschichtpartikel mit Acrylharz, teilweise gefüllt; Kittungen von Putzfehlstellen mit kalkgebundener Kittmasse; Farbergänzungen mit acrylgebundenen Farben zwecks Beruhigung des gestörten Gesamteindrucks; Dokumentation aller Ergebnisse der archivalischen Recherche, der Befunduntersuchung und der durchgeführten restauratorischen Leistungen.

### Quellen und Literatur

Archivrecherchen von Dirk Strohmann, Februar 2000, Akten WAFD. – Semesterarbeit von Markus Schmidt und Maja Hänsel, 2001, Fachhochschule Köln. – Diplomarbeit von Maja Hänsel, 2003, Fachhochschule Köln.

### Bildnachweis

1. Aus: Regens Arnold Franken 1875–1954. Hg. Maria Hoogen van Doornick. Münster 1992. – Maja Hänsel, Fachhochschule Köln: 2, 3.

## „Da ist nichts zufällig“ Das Grabmal für August Kuth in Hagen

David Gropp

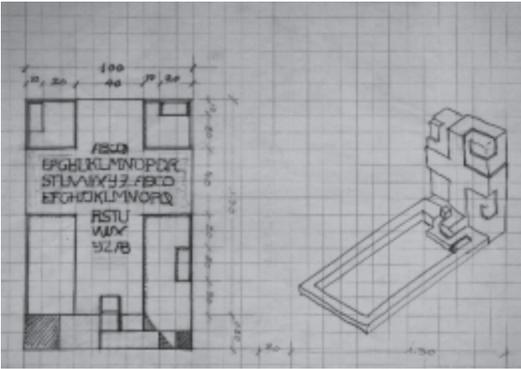
Etwas versteckt im hinteren Teil des Buscheyfriedhofes zu Hagen befindet sich eine Grabstelle, deren Stein zunächst durch die Inschrift mit einer sehr eigenwilligen Schrifttype auffällt. Trotz des versehrten Zustandes wird auch dem flüchtigen Betrachter sofort deutlich, dass es sich um eine Grabgestaltung handelt, an der „nichts zufällig“ (Gerber 1979, S. 52) ist, wie es in einer der ersten Beschreibungen heißt.



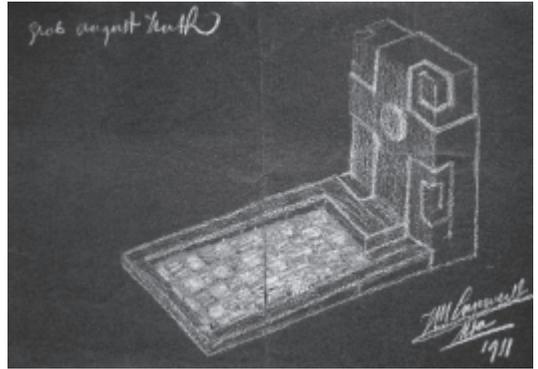
1 Das Grab von August Kuth auf dem Buscheyfriedhof zu Hagen, 2005.

Bei genauerem Hinsehen stellt man fest, dass nicht nur der Grabstein aufwändig gestaltet ist, sondern auch die Grabfläche, die heute aber weitgehend vom Wurzelwerk des daneben stehenden Baumes und von Efeu überwuchert wird.

Es handelt sich um das Grab von August Kuth, der in der Inschrift als Mitbegründer des „Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe“ bezeichnet wird. U.a. in dieser Funktion war er einer der engsten Mitarbeiter von Karl Ernst Osthaus, der nach dessen frühem Tod den niederländischen Künstler J. L. M. Lauweriks beauftragte, das Grab von Kuth zu gestalten. Drei Personen lassen sich also mit dem Grabmal verbinden, die für Hagen und darüber hinaus eine außerordentliche Bedeutung hatten. Osthaus, dessen Lebensziel es war, die zeitgenössische Kunst in seiner Vaterstadt zu verwurzeln, Lauweriks, der von Osthaus beauftragt wurde, auf dem Buschey-



2. Skizze von J. L. M. Lauweriks für das Grab von August Kuth, Kreide auf blauem Karton.



3. Entwurfszeichnung von J. L. M. Lauweriks für das Grab von August Kuth, Tusche auf Karopapier.

friedhof in Hagen ein solches künstlerisches Zeichen zu setzen, und Kuth, der die letzten Jahre seines Lebens keine Anstrengung unterlassen hatte, die Ideen von Osthaus vor allem auch in Hagen zu realisieren. Allerdings waren die Vorhaben von Karl Ernst Osthaus so anspruchsvoll, dass sie meist in ihren Anfängen stecken blieben, und selbst ein so potenter Mäzen wie er die benötigten Finanzmittel auf Dauer nicht aufbringen konnte. Sein ambitioniertestes Projekt war vermutlich die „Gartenvorstadt Hohenhagen“, dessen letztlches Scheitern in Anbetracht des schon Erreichten sehr bedauerlich erscheint. Umso erfreulicher ist die Tatsache, dass J. L. M. Lauweriks seinen Anteil nahezu vollständig realisieren konnte, da der als Architekturtheoretiker schon sehr einflussreiche Künstler bis dahin noch nicht als Architekt aufgetreten war. Die Forschungen der letzten Jahre haben gezeigt, wie bedeutend Lauweriks für Architekten wie Peter Behrens, Le Corbusier und andere war. Sein Entwurfssystem, das am „Stirnband“ – Lauweriks Anteil an „Hohenhagen“ – sehr genau analysiert und nachgezeichnet werden konnte, war wohl das Vorbild für den von Le Corbusier sehr viel später entwickelten „Modulor“.

Lauweriks war 1909 in erster Linie als Direktor des Handfertigkeitsseminars nach Hagen berufen worden. Als Lehrer sollte er jungen Handwerkern „Verständnis für Echtheit und Qualität“ (Stressig 1971, S. 428) vermitteln. Obwohl es sich um eine staatliche Einrichtung handelte, war es Osthaus' Initiative zu danken, dass das Seminar in Hagen angesiedelt wurde. Gleichzeitig konnte er damit eines seiner eigenen großen Projekte, das „Museum für Kunst in Handel und Gewerbe“, unterstützen. So traf es sich gut, dass August Kuth, der als Assistent von Osthaus für die Aktivitäten des Museums verantwortlich war, Lauweriks aus der erst kurz zuvor beendeten Zusammenarbeit bei der „Ausstellung für Christliche Kunst“ in Düsseldorf von 1909 gut kannte.

Kuth muss nicht nur ein profunder Kunstkenner, sondern auch ein hervorragender Organisator gewesen sein, denn er war gerade einmal 21 Jahre alt, als man ihm die Organisation der großen Düsseldorfer Ausstellung überantwortete. Hier hatte er auch den Künstlern des Deutschen Werkbundes zum ersten Mal ein Forum geboten, ihre Arbeiten auszustellen.

1911 ist Kuth 23jährig gestorben. Nicht nur der überaus persönliche Nachruf von Osthaus in der Hagenener Zeitung, sondern auch die Fürsorge für den Verstorbenen zeigen das freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden. Osthaus bezahlte den Sarg, organisierte einen Begräbnisplatz in unmittelbarer Nähe des privaten, unter anderem auch Osthaus'schen Teil des Buscheyfriedhofes und beauftragte J. L. M. Lauweriks, einen Grabstein zu entwerfen.

Lauweriks muss beinahe umgehend eine erste Ideenskizze vorgelegt haben, in der die Grundzüge der späteren Grabanlage enthalten sind. Der aufrechte Grabstein wird durch ein leicht erhabenes Kreuz eingeteilt, in dessen vier Eckflächen sich weitere orthogonale Aussparungen befinden. Vom Zentrum des Kreuzes, das durch einen Kreis hervorgehoben ist, erstrecken sich die vier Arme wie Bänder über den Stein und knicken an den Außenkanten ab. Hier werden die Kreuzarme und der obere Kreuzstamm als Mäander fortgeführt und enden in den orthogonalen Vertiefungen, während der Kreuzfuß rechthöckrig in die Grabebene abknickt und den Ausgangspunkt der Grabeinfassung bildet. So entstehen Raumstrukturen, bei denen stehende und liegende Teile nicht mehr streng geschieden, sondern Grund- und Aufriss auf derselben Grundlage gestaltet sind.

Am 4. September 1911 reichte Karl Ernst Osthaus den endgültigen Entwurf von Lauweriks bei der „Totenhofkommission“ ein. Auf den ersten Blick zeigen sich die Unterschiede zur ersten Ideenskizze. Während letztere auf blauem Karton mit weißer Kreide und lockerer Hand gezeichnet wurde, ist der endgültige Entwurf auf kariertem Papier, dessen Karo die Konstruktionseinheit vorgibt, mit Vermaßung und mit Schnitten bzw. isometrischen Ansichten dargestellt. Aber abgesehen von der Darstellungsweise hat sich auch die Grabgestaltung selbst verändert. Der aufrechte Stein ist nahezu gleich geblieben, aber die Grabeinfassung hat eine Ergänzung bekommen, indem sie um einen s-förmigen Mäander verlängert wurde, so dass sie nun in der Mitte des Kreuzstammes über eine Stufe wieder zur Ausgangsfläche aufsteigt und in einem Kubus endet.

Der gesamten Gestaltung liegt als Konstruktionseinheit oder Modul ein Quadrat von 10 cm Kantenlänge

zugrunde. Hieraus entwickelt Lauweriks nun kubische Kompositionen, deren Spannung und Rhythmus aus dem Verhältnis verschiedener Raum- und Flächendimensionen zueinander entstehen. Kompositionselement ist dabei ein aus dem quadratischen Raster entwickeltes Band, das, wie oben beschrieben, von den Kreuzenden ausgehend in immer neuen Variationen abknickt und dadurch neue Flächen, Ebenen und Linien erzeugt.

Durch die beiden beschriebenen Skizzen lässt sich die Arbeitsweise des Künstlers recht gut nachvollziehen, die er selbst auch in seiner „Entwurfstheorie“ angedeutet hat. Zunächst müssen die wesentlichen Probleme wie Lage und Raumverteilung gelöst werden, wozu die erste, in Kreide ausgeführte Skizze dient. Auf dieser Basis wird ein Diagramm bzw. ein Modul entwickelt, der der gesamten Gestaltung zugrunde gelegt wird und die Proportionen sowie den Rhythmus des Kunstwerkes festlegt.

So ist es eigentlich auch nicht verwunderlich, dass in der ersten Ideenskizze der Kubus, der später an zentraler Stelle angeordnet wird, noch nicht existiert, denn er wurde erst auf dem Rasterpapier im zweiten Schritt festgelegt.

Während das 10 auf 10 cm große Quadrat, das sich mittig gegenüber dem Kreuzstamm zu einem Kubus erhebt, aus formaler Sicht das Modul verkörpert, aus dem die gesamte Grabanlage entwickelt worden ist, ist der Kubus nach theosophischem Verständnis, das bei Lauweriks eine wichtige Rolle spielt, ein zentraler Körper, der die Einheit des Kosmos symbolisiert und aus dem alle Motive sowie alle über die verschiedenen Flächen zusammenbindenden Bänder entstanden sind. Außerdem bildet der Kubus das erhabene Zentrum eines Labyrinths, das Lauweriks einmal als Symbol für den Kampf deutete, der aus der Schwere des Alltags hin zu den Zielen des Lichts und des Lebens führt.

August Kuth bewunderte Lauweriks als Künstler, seine Entwurfstheorie schätzte er jedoch weniger hoch ein, und es erscheint wie die Ironie des Schicksals, dass gerade sein Grab als beispielhafte Umsetzung von Lauweriks Theorie gedient haben könnte. Ein Jahr vor seinem Tod hat Kuth in einem Brief an Thorn-Prikker betont, wie wenig er an Lauweriks Entwurfstheorie glaube. „Wenn Lauweriks kein Künstler wäre, würde er mit allen Systemen der Welt nichts zustande bringen, nun ist er aber Künstler, wozu das System?“ Und weiter: „Ich habe auch einmal vor langer Zeit mit Behrens über all diese Punkte gesprochen, und als er sich gewissermaßen in die Enge getrieben sah, sagte er, dass er alle seine Arbeiten mit breitem Kohlestift ausführte, um nicht so ganz durch das System vorstehender Linien gebunden zu bleiben.“ (Stressig 1971, 427)

Augenscheinlich hat Lauweriks die Entwurfsarbeit mit Diagramm und Modul so stilisiert, dass die erste spontane Beschäftigung mit dem zu schaffenden Werk, nämlich die Ideenskizze, etwas in den Hintergrund gerückt wurde. Allerdings stellt die „Ausrede“ von Peter Behrens das Problem genau auf den Kopf,

denn die Freiheit des Entwurfs liegt in der Ideenskizze, die von Lauweriks und sicher auch von Behrens mit breitem Kohle- oder Kreidestift ausgeführt wurde. Die Ausarbeitung mit Diagramm und Modul dient der Perfektionierung der Ausführung, „da ist nichts zufällig“ (Gerber 1979, S. 52), sicher auch bei Peter Behrens nicht.

Der heutige Zustand des Grabes gibt die Perfektion und die präzise Abstimmung der einzelnen Teile aufeinander, die Lauweriks bei seiner Arbeit so wichtig war, nicht mehr wieder. Erst die Einheit von aufrechtem und waagerechtem Teil der Grabanlage macht das Kunstwerk aus. Das ist hier besonders wichtig, weil die fortlaufenden Linien und Bänder, die im Kubus unter dem Kreuz gipfeln, nur in ihrer Gesamtansicht verstanden werden können.

Obwohl auf einem Friedhof Zeichen der Vergänglichkeit überaus passend sind und der Rückeroberung eines Grabmals durch die Natur tiefere Bedeutung zugemessen werden kann, wäre es in diesem Falle wünschenswert, wenn die Grabanlage in ihren ursprünglichen Zustand versetzt werden könnte. Denn die Grundgedanken, die Lauweriks am „Stirnband“ in Architektur umgesetzt hat, sind hier im Kleinen schon formuliert.

#### Literatur

Herta Hesse-Frielinghaus, Walter Erben, Peter Stressig u.a., Karl Ernst Osthaus. Leben und Werk. Recklinghausen 1971. – Nic. Tummers, Der Hagener Impuls. Das Werk von J. L. M. Lauweriks und sein Einfluss auf Architektur und Formgebung um 1910. Hagen 1972. – Werner Gerber, Der Buscheyfriedhof – eine einzigartiges Kapitel Hagener Stadtgeschichte, in: Hagener Heimatbund (Hg.), Die Hagener Stadtbezirke, Bd. 5 Wehringhausen, Hagen 1979, S. 48–54. – Maßsystem und Raumkunst. Das Werk des Architekten, Pädagogen und Raumgestalters J. L. M. Lauweriks. Ausstellungskat. Kaiser Wilhelm Museum, Krefeld 1987. – Andrea Sinzel, Ein stiller Moderner – J. L. M. Lauweriks in Hagen. Hagen 2003.

#### Bildnachweis

Westfälisches Amt für Denkmalpflege: 1(D. Gropp); Karl Ernst Osthaus-Archiv (Hagen): 2–3.

# Die Villa Carl Bubenzer in Freudenberg

Barbara Pankoke

Am Ende der Bahnhofstraße von Freudenberg liegt an exponierter Stelle auf dem „Trulich“ genannten Bergsporn die Villa Carl Bubenzer. Die aus Wülfrath im Bergischen Land stammende Fabrikantenfamilie Bubenzer hatte sich zunächst 1871 ein Zweifamilienhaus am Fuße des „Trulichs“, an der Asdorferstraße, bauen lassen. Das Haus wurde 1886 durch einen oktogonalen Turmbau ergänzt. Er bot Ausblick auf die gegenüberliegende, auf dem Gelände des ehemaligen Kuhlensberger Hammers entstandene Kunstwollfabrik des Leopold Bubenzer. Sein Vetter Carl betrieb auf dem nahegelegenen Gelände des ehemaligen Müllerschen Hammers eine Kokosnussölfabrik (gegr. 1874 durch den Vater Carl Bubenzer, Sterzenbach, S. 33), in der später auch Kokosnussbutter produziert wurde. Die Entwicklung von sog. Kunstbutter, der späteren Margarine, erfolgte 1869/70 auf Anregung Napoleons III. in Paris durch den Lebensmittelchemiker H. Mège-Mouriès. Die erste deutsche Fabrik für Kunstbutter wurde 1874 in Frankfurt am Main eröffnet. Auf einem Firmenbriefpapier von 1910 bewirbt Carl Bubenzer seine Margarine: „Selecta – garantiert natur-echte Pflanzenbutter aus frischen Cocosnüssen“ (Stadtarchiv Freudenberg, Aktenbestand StA F B 1922).



1 Villa Bubenzer von Osten, 2004.



2 Villa Bubenzer, Rückseite mit der neuen Erschließung der Obergeschoße, 2005.

Auf diese Weise zu Wohlstand gelangt, ließ Carl Bubenzer sich 1902–04 von dem mit ihm verwandten Architekten Otto Bubenzer aus Rebbelroth bei Gummersbach die besagte Villa errichten (Bauantrag vom 14.04.1902). Das großzügige, im Heimatschutzstil erbaute Wohnhaus erhielt ebenfalls einen an der Nord-Ost-Ecke gelegenen Turm, von dem aus man noch heute die Bahnhofstraße mit ihren im 19. Jahr-

hundert entstandenen Fabrikantenvillen überblicken kann. Weiteren Ausblick ins Tal bietet ein kleiner Austritt mit geschnitzten Dämonen als Tragefiguren an der nach Osten orientierten Vorderfront. Auch sein Vetter Leopold ließ sich zu dieser Zeit auf dem Hanggrundstück ein neues Haus erbauen, das jedoch in den 1970er Jahren einer Terrassenhausanlage weichen musste. Die Villa von Carl Bubenzer, die



3 Villa Bubenzer, Washout Closet „Britannia“.

noch bis 2002 von seinen Nachkommen bewohnt wurde, ist hingegen in ungewöhnlich gutem Zustand überliefert. Das Gebäude wurde in den vergangenen 100 Jahren kaum verändert. Auch die qualitätvolle Ausstattung im Innern ist nahezu vollständig erhalten.

Der Putzbau erhebt sich über einem mit Bossenquaderwerk verkleideten Sockel. Floraler Stuck und Zierfachwerk, u.a. genaste Andreaskreuze, beleben den Außenbau mit seiner vielgestaltigen Dachlandschaft. An der rückwärtigen Westfassade über dem Nebeneingang für das Personal befindet sich die Inschrift „Gott schütze dies Haus und die da gehen ein und aus“. Der Eckturm trägt die Datierung „A.D. MDCCCII.“

Im Innern finden sich überwiegend Schmuckformen des Jugendstils. Der an der Südseite eintretende Besucher des Hauses wird im Entreé mit einem in die Rahmung der Flügeltür geschnitzten „Grüss Gott“ empfangen. Seitlich zieren den Türrahmen Motive wie Lindenbäume und Vögel. Auf der Rückseite des Türsturzes hat sich der Bauherr mit seinen Initialen „CB“ verewigen lassen. Die Kartusche wird gerahmt von geschnitzten Eichenbäumen mit Eichhörnchen. Auf der rechten Seite der Halle liegen ein nicht näher bezeichneter Raum und der Salon, der durch eine Schiebetür mit dem daran angrenzenden Wohnzimmer verbunden ist. Den Abschluss der Raumfolge bildet das Esszimmer. Die Repräsentationsräume besitzen aufwändige Stuckdecken mit Ausnahme des Wohnzimmers als Folge eines Kriegsschadens. Im Salon hat sich eine schmuckvolle hölzerne Heizkörperverkleidung erhalten, deren Front mit grünen

Fliesen und Jugendstil-Bronzegittern versehen ist. Der Raum wird noch mit den bauzeitlichen Deckenlampen beleuchtet, einem großen Kristalllüster in der Mitte und vier kleinen in den Ecken des Raumes. Besonders reich ist die Stuckdecke des Esszimmers. Hier befinden sich rechteckige Felder mit Früchtefestons in polychromer Ölmalerei in den vier Ecken. Die Schiebetür, die den Salon bei Bedarf vom Wohnzimmer trennt, weist im oberen Teil farbige Bleiverglasungen auf. Diese wurden mit Mitteln des Sonderprogramms „Das besondere Fenster“ 2004 restauriert (Kooperation von Landschaftsverband Westfalen-Lippe und Handwerkskammer Arnsberg).

Auf der linken Seite der Halle liegen die Toilette und die Küche mit Speisekammer. Küche und Esszimmer verfügen jeweils über zwei Zugänge, so dass die Speisen auf kürzestem Weg von der Küche über einen kleinen, hinter der großen Treppe gelegenen Flur in das Esszimmer getragen werden konnten.

Hervorzuheben sind die damals eigens aus England importierten Sanitärobjekte aus Keramik für die Toilette. Das als „Washout Closet“ bezeichnete Modell „Britannia“ ist an der Innen- und Außenseite mit braunem Blumendekor versehen. Auch der ausladende mahagonifarbene Holzstuhl mit Deckel hat sich erhalten. Diese sog. Flachspüler-Klosetts wurden zwar bereits seit ca. 1875 produziert, waren aber um 1900 noch nicht sehr weit verbreitet. (Illi, S. 20/206).

Man übertrug damals die Dekore der viktorianischen Essservice auch auf die Sanitärobjekte der Zeit. Im Vorraum befindet sich ein in etwa zu dem WC passendes Waschbecken mit rotbraunem Chrysanthemendekor. Dieses stammt aus der Manufaktur J. Dimmock & Co. in Hanley, die von 1862–1904 produzierte (Marke an der Unterseite links).

Die reich mit Schnitzereien verzierte Treppe führt ins Obergeschoss. Hier befinden sich sechs Schlafzimmer und ein Badezimmer. Im ausgebauten Dachgeschoss liegen die ehemaligen Kammern der Dienstboten.

2004 erwarb die Sparkasse der Stadt Freudenberg die Villa Bubenzer. Nach ungewöhnlich aufwändiger Sanierung nutzt sie das Erdgeschoss seit dem Sommer 2005 für kulturelle Veranstaltungen. Erfreulicherweise konnten so die Repräsentationsräume und das offene Treppenhaus nahezu unverändert erhalten werden. Lediglich die Wand zwischen Wohn- und Esszimmer wurde entfernt, um einen genügend großen Raum für Vorträge und Konzerte zu erhalten. Da das historische WC nicht mehr benutzt werden soll, entstanden im Keller neue Toilettenanlagen für die Erdgeschossnutzung. In den beiden oberen Geschossen wurde je eine Wohnung eingerichtet, die separat von außen erschlossen sind. In das Obergeschoss des am Hang gelegenen Gebäudes gelangt man über eine an der Rückseite neu hinzugefügte Brücke, in klarer moderner Formensprache. Von dort führt eine ebenfalls neu errichtete Wendeltreppe in die Dachgeschosswohnung. Die an das alte Treppenhaus angrenzenden Flure beider Wohnungen erhielten einen Abschluss in Form von Glaswän-

den. Die bauzeitlichen Fenster wurden aufgearbeitet und mit Isolierglasscheiben versehen.

Der Charakter des Gartens mit seinem schönen alten Baumbestand ist im Wesentlichen wieder erkennbar. Seine Beete wurden erneut mit den vorhandenen Schlackesteinen gesäumt und ein völlig überwuchertes rundes Wasserbecken mit schmiedeeiserner Jugendstil-Abdeckung freigelegt.

Die Umnutzung der Villa zu einem Kulturforum und zwei separaten Wohnungen ist mit größtmöglicher Rücksicht auf die denkmalwerte Bausubstanz durchgeführt worden und kann als beispielhafte Lösung für vergleichbare Nutzungsänderungen gelten.

Mein Dank gilt Detlef Köppen, Untere Denkmalbehörde und Archivar der Stadt Freudenberg, für zahlreiche bau- und stadtgesehichtliche Informationen.

#### Literatur

Martin Illi, Von der Schissgruob zur modernen Stadtentwässerung, hg. von der Stadtentwässerung Zürich, Abt. des Bauamtes I. Zürich 1987. – Karl Sterzenbach, Geschichte der Stadt Freudenberg nebst Mitteilung über das Amt Freudenberg. Freudenberg 1908.

#### Bildnachweis

Westfälisches Amt für Denkmalpflege: 1–3 (Hedwig Nieland), 4 (Barbara Pankoke).

## Das Deutsche Studentenheim in Münster

Joseph Lammers

Zu den relativ häufigen Erfahrungen der denkmalpflegerischen Praxis gehört, dass das Wissen über die Bedeutung eines Gebäudes oder der Zugewinn an Erkenntnissen über ein Denkmal nicht immer den Fachleuten der Denkmalpflegeämter oder –behörden, sondern engagierten Laien zu verdanken ist. So auch im folgenden Fall, der zum einen wegen des Objektes selbst, aber auch des Engagements einiger Bewohner wegen, insbesondere von Tobias Schrörs, Beachtung verdient.



Es handelt sich um das 1927–1929 erbaute Deutsche Studentenheim (DSH) in Münster, das von einem eigens zu dessen Bau und Unterhaltung gegründeten Verein errichtet wurde. Träger des Vereins bzw. der Gesellschaft waren insbesondere die (katholische) Caritas und das Bistum Münster. Das Baugrundstück liegt an der nördlichen Wallstraße der Innenstadt, unmittelbar vor der Promenade und nur ca. 10 Minuten Fußweg vom Mittelpunkt der Stadt und von den meisten der damaligen Universitätsinstitute entfernt. Architekten waren die in der Region renommierten Franz Wethmar und Hans Ostermann. Sie entwarfen ein viergeschossiges Gebäude, das sich hinter einer repräsentativen, den Straßenverlauf begleitenden Fassade als ziegelverkleideter Massivbau leicht schräg in Nord-Südrichtung entwickelt. Neben einer repräsentativen Eingangshalle liegen im Erdgeschoss des Längstraktes Lesezimmer, ein Repräsentationsraum (das sog. Zitronenzimmer), der Speiseraum sowie weitere Gesellschaftszimmer, während in den Obergeschossen, die über ein großes Treppenhaus zu erreichen sind, beidseitig eines Mittelflures die für damalige Verhältnisse äußerst komfortabel ausgestatteten Zimmer angeordnet sind. Im Dachgeschoss schließlich befindet sich die ursprünglich mit einem spitzbogigen Gewölbe, heute mit einem Tonnengewölbe aus Holz versehene und künstlerisch reich ausgestattete Kapelle. Daneben gibt es einen Trakt mit der Klausur der Ordensschwwestern, die das Haus führten (und noch führen). Der Bau war



2 Studentenzimmer.

mit wandfester und nicht wandfester Kunst, hauptsächlich von münsterischen Künstlern, in ungewöhnlichem, ja für ein Studentenheim einzigartigem Ausmaß ausgestaltet.

1986 war lediglich die Fassade in die Denkmalliste der Stadt eingetragen worden – aus städtebaulichen Gründen. Das Gebäude selbst galt nicht als denkmalwert, weil vermeintlich „ganze Teile des Hauses“, so der Eintragungstext, durch Bombentreffer im Zweiten Weltkrieg zerstört worden seien. Dennoch enthielt dieser Text den Hinweis, dass es sich um eines der frühesten Studentenwohnheime in Deutschland überhaupt handle und auch sozial-, stadt- und baugeschichtliche Gründe für eine Eintragung in die Denkmalliste sprächen.

Die wahre sozial- und kunstgeschichtliche Bedeutung des Hauses sowie dessen Schicksal in der Zeit des Nationalsozialismus, im Krieg (und damit das Maß der Zerstörung) und in der ersten Nachkriegszeit konnte dann der damalige Student Tobias Schrörs, selbst Bewohner des Hauses, aufdecken. Seine Erkenntnisse hat er in einigen Aufsätzen publiziert, die jedoch teilweise an entlegenen Stellen erschienen sind. Da das DSH und auch das Engagement von T. Schrörs und seiner „Gesinnungsgenossen“, darunter der jetzige Direktor des Hauses, durchaus eine größere Aufmerksamkeit verdienen, soll hier eigens darauf hingewiesen werden. Die Forschungen der Studentengruppe veranlassten zunächst die Denkmalbehörde und das Denkmalamt zu einer genaueren Prüfung, mit der Konsequenz, dass die Eintragung in die Denkmalliste erweitert wurde, und veranlassten des Weiteren, dass die Kunstpflege-



3 Sog. „Zitronenzimmer“ (Besprechungsraum). An der zitronenfarbenen Vertäfelung Bilder der Gesandten des „Westfälischen Friedens“ 1648.

abteilung des bischöflichen Generalvikariats eine Inventarisierung der noch vorhandenen Kunstwerke anregte, die T. Schrörs mit Unterstützung des Direktors vornahm. Darüber hinaus wurde die Kapelle nach Vorschlägen von T. Schrörs unter Verwendung des ursprünglichen Inventars durch das Bistum und auf dessen Kosten neu gestaltet.

Gestützt auf gedruckte Quellen der Entstehungszeit und einige kurze Berichte, die aus verschiedenen Anlässen in der Hauszeitschrift Die Eule erschienen waren, sowie auf die Korrespondenz des Domkapitulars Tenspolde, des späteren Leiters des Hauses, aus der Zeit von 1945–1948 und auf Aufzeichnungen der Ordensschwwestern aus der Kriegszeit, zeichnet Schrörs das Bild einer Einrichtung, die nach dem Willen der Initiatoren und Erbauer in sozialer Hinsicht beispielhaft sein sollte. Zudem, so fand Schrörs heraus, war das Heim in künstlerischer Hinsicht als ein Gesamtkunstwerk konzipiert, an dem Künstler der münsterischen Künstlervereinigung Die Schanze beteiligt waren. Einige von ihnen hatten sich mit anderen, nicht zur Schanze gehörenden Künstlern zu der christlichen St. Lukasgemeinschaft zusammengeschlossen. Anlass für den Bau des Hauses war die zu Beginn des 20. Jahrhunderts völlig mangelhafte Wohnsituation der Studierenden, insbesondere der aus weniger begüterten Familien. Ein noch vor dem Ersten Weltkrieg gefasster, aber durch den Krieg vereitelter Plan für den Bau eines katholischen Studentenheimes konnte 1925 auf Initiative des Caritasdirektors Prof. Weber wieder aufgegriffen und durch die eigens gegründete Katholische Studentenheim GmbH, deren Gesellschafter die Diözese Münster, der Caritas-Verband und die Stiftung Deutsche Burse waren, realisiert werden. Mittlerweile war das Ziel nicht mehr allein, katholischen Studenten ein komfortables Zuhause zu bieten (und, wie man wohl zu Recht vermu-



4 Eingangshalle und Treppenhaus.

ten darf, eine katholische Elite zu binden), sondern auf Initiative des Reichstagsabgeordneten Georg Schreiber Auslandsdeutschen, die, wie es hieß, „vom Mutterland abgeschnitten seien“, eine Möglichkeit zum Studium in Deutschland zu bieten. So warb man auch bei der Regierung in Berlin und der Reichsbank erfolgreich um Zuschüsse mit dem Hinweis, dass „Deutschland in seiner außenpolitischen Machtlosigkeit nur auf kulturellem Gebiet sich einstweilen eine Weltgeltung verschaffen“ könne und dass, sollten „deutsches Wesen und deutsche Kultur“ im Ausland weiter bestehen, die dortige „Führerschicht mit der Kultur des Mutterlandes enge Fühlung“ halten müsse. In enger Verbindung mit dem Träger stand der Verein zur Pflege wissenschaftlicher Pädagogik, in dessen Besitz sich seit 1924 das Grundstück befand, auf dem dann das Studentenheim errichtet wurde und auf dem auch ein Institut für wissenschaftliche Pädagogik entstehen sollte. Zu dessen Bau aber kam es nicht mehr.

Dem Anspruch, den Studierenden ihre Rolle als künftige Elite nahe zu bringen, entsprach dann auch das Gebäude, das eines der ersten Studentenheime Deutschlands überhaupt wurde. Durch seine Fassadengestaltung wirkt es modern und repräsentativ, und seine Ausstattung war aus der Sicht „normaler“, häufig in kleinen, unbeheizbaren Buden hausender Studierender von einem geradezu unbeschreiblichen Luxus (das Haus wurde von Kritikern nach der Eröffnung auch als „schuldenüberladene Luxusburse“ titulierte). Die Einzel- und Doppelzimmer hatten fließendes kaltes und warmes Wasser, waren mit fest eingebauten Betten und Schränken, Schreibtisch, einem Schreibtischsessel, einem Stuhl, einem Tisch, einem Bücherregal und einem Nachttisch mit Marmorplatte ausgestattet; es gab eine Bibliothek, einen holzvertäfelten Leseraum, einen mit zitronengelbem Holz ausgestatteten Repräsentationsraum (das Zitronenzimmer), ein Billardzimmer, eine modern eingerichtete Küche, einen Speisesaal und sogar einen Tennisplatz.

Neben der teils aufwändigen wandfesten Ausstattung ist die bewegliche Ausstattung zu erwähnen, zu der zahlreiche Kunstwerke, hauptsächlich Grafiken und Gemälde, zählten, die in den Gemeinschaftsräumen und Fluren hingen und deren Bestand bis in die Nachkriegszeit hinein ständig erweitert wurde.



5 Kapelle mit neuer Aufstellung der bauzeitlichen Bänke. Der Altar besteht aus Reliefs der ehem. Seitenaltäre, der Ambo aus den Reliefs des ehem. Hauptaltars.

Künstlerisches und geistliches Zentrum war die Kapelle, deren Ausstattung einschließlich der Vasa Sacra, der liturgischen Gegenstände und der Paramente eigens angefertigt worden waren. Tobias Schrörs hat die meisten Urheber der Werke ermittelt und den geistigen Hintergrund aufgedeckt, vor dem sie entstanden sind, sowie in kurzen Lebensläufen die beteiligten Künstler mit weiteren Werken vorgestellt. Die Architekten des Heimes, Franz Wethmar und Hans Ostermann, sowie die mit der bildlichen Ausstattung betrauten Künstler gehörten der Freien Künstlergemeinschaft Schanze an, die 1919 in Münster gegründet worden war und deren Mitglieder sich nach dem Grundsatz, ein Freundes- und Lebensbund zu sein, gegenseitig unterstützen und bei Aufträgen empfehlen sollten. Den größten Einfluss hatten in dieser Hinsicht sicher die Architekten, die bei ihren Auftraggebern für die Ausstattung der Gebäude durch ihre Künstlerfreunde werben konnten. Mitglieder der Schanze, unter ihnen auch die Architekten Wethmar und Ostermann, sowie die an der Ausstattung des Heimes beteiligten Ernst Hermanns, Aloys Röhr, Theo Junglas, Albert Mazzotti und andere schlossen sich 1929 zu einer Vereinigung christlicher Künstler, der St. Lukasgemeinschaft, zusammen, die auf Anregung des Architekten Sträble aus Bern, wo es bereits eine solche Gemeinschaft gab, gegründet wurde. Die Bewegung der Lukasgemeinschaft, andernorts auch unter dem Namen Lukasgilde bekannt, hatte Ende der 1920er Jahre bereits eine längere Tradition, deren moderne Wurzeln in der in mehreren Ländern verbreiteten katholischen Bewegung zu sehen sind, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das gesellschaftliche Leben und die Kunst im katholischen Geist erneuern und eine gegen den Sozialismus gerichtete katholische Elite heranziehen sowie eine wahrhaft fromme und ausdrucksstarke christliche Kunst schaffen wollte (de Mayer).

In dem auf dem Gebiet der christlichen Kunst besonders fortschrittlichen Erzbistum Köln gab es mit dem seit 1920 bestehenden Institut für religiöse Kunst in Köln bereits eine christliche Kunstschule, und auch die Aachener Kunstgewerbeschule war spätestens mit der Berufung von Rudolf Schwarz zum Direktor 1927 eine einflussreiche Stätte zur Ausbildung christlicher Künstler geworden (Giebeler).

Schrörs sieht in Gebäude und Ausstattung des DSH den Durchbruch der Moderne in der christlichen Kunst Münsters sowie in der St. Lukasgemeinschaft neben dem Kreis der Künstler um den Pfarrer Winkelmann in Mariental bei Wesel ein Zentrum neuen religiösen Kunstschaffens im Bistum Münster. Dieses erscheint, wie man kritisch anmerken muss, jedoch weniger modern als die gleichzeitige christliche Kunst im Rheinland. Im Übrigen hat es offenbar auch beim Deutschen Studentenheim eine Diskussion um die Moderne gegeben, wie an zwei Konkurrenzentwürfen für das Wandbild der Kapelle des DSH deutlich wird. Während der (nicht erhaltene) Entwurf von Ernst Bahn als zu modern abgelehnt wurde, was aus heutiger Sicht bei Kenntnis des Bahn'schen Werkes kaum verständlich erscheint, wurde der konservativer erscheinende Entwurf von Ernst Hermanns, der eine entfernte Beziehung zur Beuroner Schule aufweist, akzeptiert und ausgeführt.

Schrörs weist darüber hinaus auf die liturgiegeschichtliche Bedeutung der Kapelle hin, die neben der zerstörten, von Hans Dinnendahl und Ludwig Baur ausgestatteten Kapelle des Gesellenhauses und der zeitgleichen Hl-Geist Kirche (Architekt Walter Kremer) nach seiner Ansicht eines der „ersten größeren Beispiele moderner Kirchenkunst in Münster gewesen zu sein scheint“. Sie sei, so Schrörs, bereits den Auffassungen der Liturgiebewegung der 20er Jahre verpflichtet. Er stellt sie in den Zusammenhang der liturgiegeschichtlich bedeutenden, kurz zuvor errichteten Kirchen St. Johann Baptist in Neu-Ulm von Dominikus Böhm und St. Bonifatius in Frankfurt-Sachsenhausen von Rudolf Schwarz sowie weiterer Kapellenbauten der Architekten Ostermann und Wethmar, ohne jedoch auf den modernen Kirchenbau in Westfalen generell einzugehen. Die Kapelle bilde einen Einheitsraum, sei eindeutig eine auf den Altar als Zielpunkt ausgerichtete Wegekirche im Kleinen, deren bis auf den Boden gezogenes Gewölbe die Gemeinde berge und selbst Sinnbild der Gemeinde sei.

Spiritus Rector des Studentenheimes dürfte, wie Schrörs wohl zu Recht vermutet, der kunstbeflissene Domkapitular Tenspolde gewesen sein, der dafür sorgte, dass auch nach der Einweihung des Studentenheimes die Ausstattung erweitert und ebenso die kriegsbedingten Verluste durch Werke der Künstler der Schanze bzw. Lukasgemeinschaft ersetzt oder beschädigte Werke wiederhergestellt wurden.

Durch das Engagement und die Forschertätigkeit von Tobias Schrörs, der mittlerweile auch die Geschichte der Hauskapelle des Borromäums, der Ausbildungsstätte für Priesteranwärter des Bistums in

Münster (s. Schrörs, Borromäum), sowie die Geschichte der Herz-Jesu- und Herz-Marien-Kirche in Wesel (ebenfalls ein Werk Hans Ostermanns) untersucht hat (s. Schrörs, Kirchbau), ist ein bislang weitgehend unbekanntes Kapitel münsterischer und westfälischer katholischer Sozial- und Kunstgeschichte aufgedeckt worden, das weiter verfolgt zu werden verdient.

Den hohen Anspruch, den die Erbauer des Deutschen Studentenheimes an dieses „Vorzeigemodell“ stellen, wird man heute mit der Nutzung des Gebäudes nicht mehr erreichen können, schon weil die Voraussetzungen andere sind. Das Bestehende aber zu bewahren und nicht hinter dieses zurückzufallen, müsste das Ziel aller weiteren Überlegungen zum Umgang mit diesem Gebäude und seiner Ausstattung sein.

#### Literatur

Britta Giebeler, Sakrale Gesamtkunstwerke zwischen Expressionismus und Sachlichkeit im Rheinland. Weimar 1997 (phil. Diss. Bonn 1996). – Jan de Mayer (Hg.), *De Sint-Lucasscholen en de Neogotiek 1862 – 1914*. Leuven 1988 (Kadoc-Studies 5). – Tobias Schrörs, *Das deutsche Studentenheim*, Breul 23 in Münster. Von den Anfängen bis zum Ende des Wiederaufbaus, in: Reimund Haas/Reinhard Jüstel (Hg.), *Kirche und Frömmigkeit in Westfalen. Gedenkschrift für Alois Schröer*. Münster 2002, S. 213–224. – Tobias Schrörs, *Das DSH, ein Gesamtkunstwerk. Eine kunsthistorische Annäherung an Architektur und Ausstattung des Hauses, sowie: Von Gleichschaltung und Widerstand. Von Zerstörung und Wiederaufbau. Das DSH von 1933 bis 1950*, in: *Gemeinschaft und Kommunikation. 75 Jahre Deutsches Studentenheim*. Privatdruck des DSH. Recklinghausen 2004. – Tobias Schrörs, *Borromäum*, in: Hans Bernd Serries (Hg.), *Priesterausbildung konkret*. Münster 2004. – Tobias Schrörs, *Kirchbau der Liturgiebewegung und Gemeindeentwicklung im 20. Jahrhundert am Beispiel der katholischen Kirchengemeinden Herz-Jesu und St. Marien und ihrer Gotteshäuser*. (= *Forschungen zur Volkskunde*) in Vorbereitung, ca. 2006.

#### Bildnachweis

Westfälisches Amt für Denkmalpflege: 1–5 (Schüttemeyer).

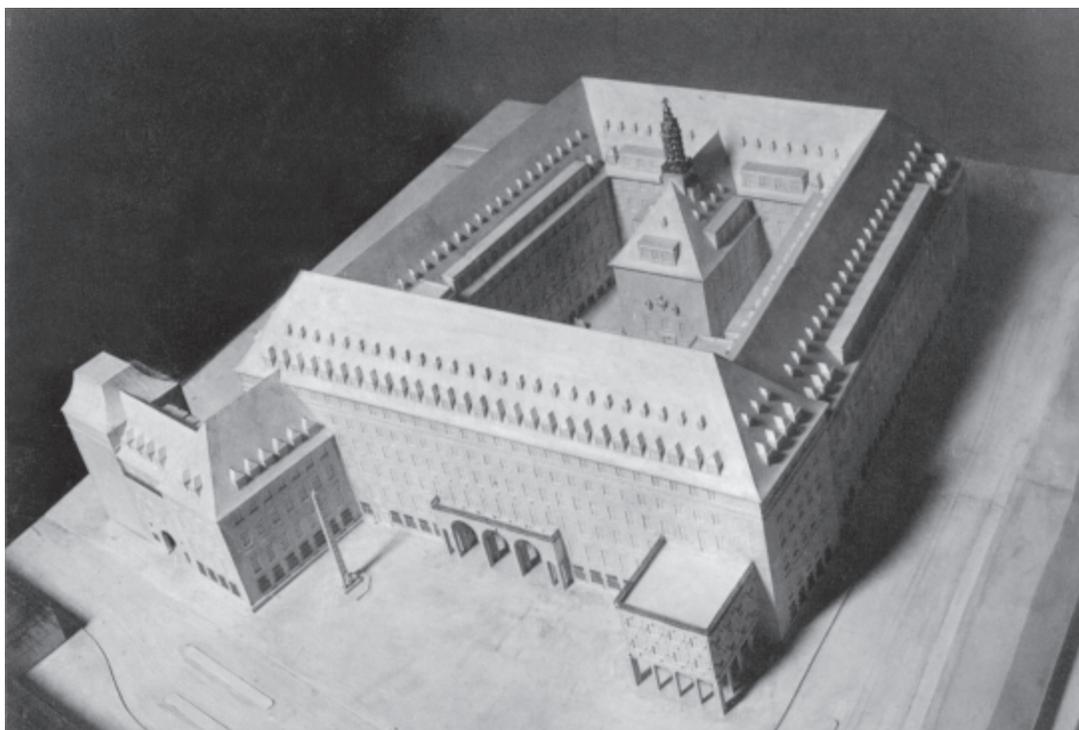
# Keine Moderne nirgendwo

## Das Rathaus Bochum

Hans H. Hanke

Die Sehnsucht nach Zeugnissen des Bauhauses im Ruhrgebiet ist groß und ungestillt, denn im Revier sind nur verschwindend wenige Bauten im „Geiste des Bauhauses“ geschaffen worden. Dem jederzeit hochmodernen Stand der Technik in Bergbau, Stahlerzeugung und Maschinenteknik, so glauben Viele, habe auch eine jederzeit hochmoderne Bauauffassung entsprochen. Das ist in der Bauproduktion tatsächlich zu beobachten, Stahlkonstruktionen und Betonskeletengerüste werden schon früh angewendet. Das stilistische Empfinden ist aber ein anderes, gestaltet wird nach dem Geschmack der heimatsuchenden Bauherrenschaft in einem aus der Vergangenheit inspirierten Stil, den Joachim Petsch als „Traditionelle Moderne“ bezeichnet hat.

Ein anschauliches Beispiel für dieses Bauschaffen der 1920er Jahre im Ruhrgebiet ist das Rathaus Bochum. Es wurde 1927 bis 1931 nach Plänen des Architekten Karl Roth und des Hochbauamtes der Stadt Bochum als hochmoderner „Renaissance-Palast“ geplant. Notwendig wurde das Projekt nach umfangreichen Eingemeindungen 1904, 1926 und 1929, die Bochum zur Großstadt machten. Mit seinen 500 Räumen erreichte das Rathaus eine Größe, die alle bis dahin in der Innenstadt erkennbaren Maßstäbe sprengte.



1 Rathaus Bochum, Modell um 1927, Architekt Karl Roth (1875–1932), mit wenigen Änderungen so bis 1931 ausgeführt und erhalten 2005.

1925 wurde ein Wettbewerb zum Entwurf des Rathauses ausgeschrieben. Offiziell kam es der Stadt darauf an, ein Rathaus zu erhalten, das den „Charakter einer aufstrebenden modernen Industrie-Großstadt betont“. Kein überflüssiger Prunk sei angesichts der gebotenen Sparsamkeit möglich und notwendig, aber „eine würdige Ausgestaltung hinsichtlich der Architekturformen und Baustoffe.“ Ein bestimmter Baustil wurde nicht thematisiert. Dennoch gab es stilistische Präferenzen. So sprach sich Stadtbaurat Diefenbach noch 1927 gegen die modernen Formen der zwanziger Jahre aus: „Unser zeitiger Stil, wenn man von einem solchen sprechen darf, ist

unreif ... ist nicht zu verantworten bei einem Rathaus, das für ein halbes Jahrtausend, wenn nicht länger gebaut wird.“

252 Entwürfe gingen in Bochum ein, keinem der Preisträger im Wettbewerb wurde jedoch die Ausführung übertragen. Stattdessen machte Roth das Rennen, der den Auftrag erhalten hatte, einen Entwurf außer Konkurrenz einzureichen. Die Bevorzugung Roths vor dem Urteil eines Preisgerichtes erscheint mehr als merkwürdig und war bereits damals umstritten, wurde aber damit erklärt, dass keiner der prämierten Entwürfe ausreichend gewesen sei. Selbst dem 1. Preis bescheinigte Stadtbaurat Diefen-



2 Ratssaal, Zustand 1931, zerstört 1944, plastischer Raumschmuck Augusto Varnesi (1866-1944); Gemälde „Deutscher Parnaß“ (1873–nach 1956), erhalten im Stadtarchiv Bochum Richard Guhr.

bach, er habe einen ungünstigen Grundriss, der Vorplatz sei städtebaulich und räumlich ungenügend und die Architektur trage „nur zeitlichen Charakter“. Architekt Professor Wilhelm Karl Heinrich Roth (1875 – 1932) war in Dresden tätig und Stadtbaurat in Darmstadt. Einen Namen gewann er mit seinen – sehr opulenten – neubarocken Rathäusern in Kassel 1905/09, Dresden 1905/10 und Barmen 1913/22. Mit dem Rathaus Bochum schuf er 1926 bis 1931 ein streng durchrationalisiertes Bürogebäude als „Eisenbetonstützenbau mit auswechselbarer Zwischenteilung“, das vielerlei Funktionen vereinbarte.

Der Architekt wählte für das Haus den Stil der Renaissance, die damals wie heute als Zeit des Humanismus, des erstarken Bürgertums, der Erfindungen und Entdeckungen, ganz generell als Zeit des Umbruchs galt und dem man sich im Industriezeitalter verwandt fühlte. Das Rathaus wurde mit kunstvollen Bronzegießern, opulenten Skulpturen aus Bronze sowie meisterhaften Steinmetzarbeiten ein Sinnbild dieser Auffassung. Namhafte deutsche Künstler waren am Rathausbau beteiligt: August Vogel (1887–1932), Paul Wynand (1879–1956), Richard Langer (1879–1928), Richard Guhr (1873–nach 1956) und Augusto Varnesi (1866–1944). Ihre Skulpturen, Reliefs und Ornamente wurden ein humanistisches Lesebuch.

Das Rathaus als „Haus der Stadt“ habe solide und repräsentativ zu sein, hieß es zur wiederholten Selbstvergewisserung. Granit, Muschelkalk, Kupfer, Bronze, Schiefer, Marmor und Edelhölzer seien kein Luxus, sondern dienen der Dauerhaftigkeit des Werkes. Marmor sei zum Beispiel entgegen der gängigen Meinung ein preiswerter Baustoff. Angeblich zu aufwändige Details, wie der Verzicht auf eine nur vorgeblendete Muschelkalkfassade zu Gunsten der in das Mauerwerk eingebundenen Quader diene vor allem der Dauerhaftigkeit der Ausführung – auch im Hinblick auf Bergbausicherheit. Es handele sich hier durchweg um deutsche Materialien, deren Verwendung auch der Wirtschaftsförderung zugute käme.

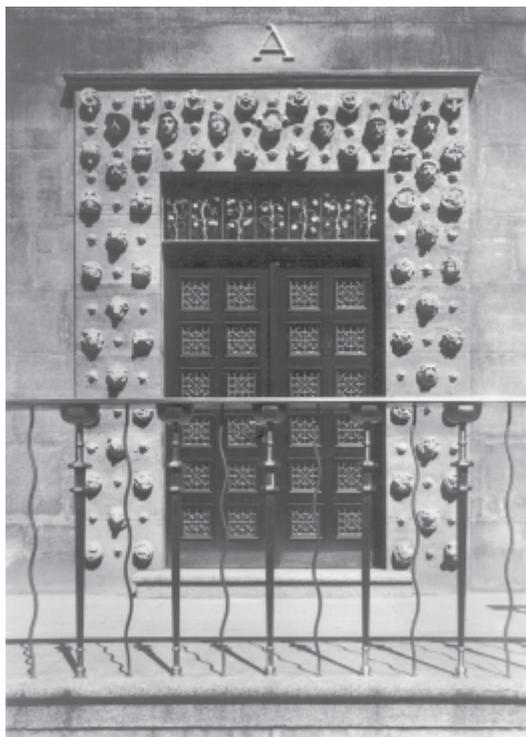
Viele Arbeiten in Steinbrüchen, vor allem aber die Aushubarbeiten beschäftigte einen „wesentlichen Teil unserer Arbeitslosen“ in Bochum.

Dennoch boten der angeblich übertriebene Prunk und Aufwand am Rathaus dann den Nationalsozialisten die Möglichkeit, den damaligen Oberbürgermeister Dr. Dr. hc. Otto Ruer (1879–1933), der jüdischer Abstammung war, anzugreifen. Nach ihrer Machtergreifung im März 1933 trieben sie ihn in den Selbstmord. Viele der Kunstwerke am Rathaus fehlen heute, denn Ruer hatte im Laufe der Angriffe auf seine Person die Schmuckarbeiten am Rathaus einstellen lassen, insbesondere blieben Steinmetzarbeiten als Bossen in der Fassade unvollendet. Die wenigen vollendeten Steinornamente gingen durch Kriegsschäden verloren. Winzige Löwenköpfe über dem Portal und an der Rückfront über dem kleinen Ratssaal sind die letzten Zeugen der skulpturalen Steingestaltung. Die meisten vermeintlich verschwenderischen Bronzeskulpturen und Ornamente ließen die Nationalsozialisten 1940 für Rüstungszwecke einschmelzen. Geblieben sind im Hof August Vogels „Brunnen der Schönheit“ und der „Brunnen des Glücks“ sowie Augusto Varnesis florentinische Hauptportale, die unter dem Motto „In Labore Honor“ (Arbeit ehrt) christlichen Glauben und industriellen Fleiß thematisieren.

Es gibt für Roths Bochumer Rathausentwurf ein klares Vorbild: Das „El Escorial“ in der Nähe von Madrid. Im streng spanischen Desornamentadostil, im schmucklosen Renaissancestil, wurde der riesige Komplex von Juan de Herrera entworfen und ist in dieser Art ein einzigartiger Bau seiner Zeit. Warum aber wählte er dieses 1563 bis 1584 als Kloster durch König Philipp II erbaute Kloster, das im Sinne der Gegenreformation für einen absolutistischen Herrscher entstanden war, zum Vorbild? Roths Rathausbauten der Vorkriegszeit waren in ihrer satten Opulenz nach 1918 weder stilistisch noch finanziell zu verantworten. Er musste eine schlichtere Formsprache finden, ohne sein vorheriges, reklameträchtiges Werk zu verleugnen. Und Roth hatte Glück: 1924 machte Ludwig Pfandle nach langer Zeit erstmals wieder auf das Escorial aufmerksam, das damit als eigener, in seiner Zeit sehr einflussreicher spanischer Weg der Renaissance in den Blick der Fachöffentlichkeit geriet. Das Escorial galt als Bau, der sich durch „majestätische Größe und überwältigenden Ernst“ gegen den üppigen Schmuck anderer Renaissance-Bauten positiv abhob. Als Vorbild für das Rathaus Bochum wird das Escorial nirgendwo genannt, ist aber von zwingender Ähnlichkeit: Die Fassade besteht aus einem unverputzten Quaderverband heller Natursteine, gegliedert durch Gurtgesimse, das steile Vollwalmdach ist mit dunklem Schiefer gedeckt – wie in Bochum. Im geschlossenen, nahezu quadratischen Baublock steht der wichtigste Trakt – in Spanien die Kirche, in Bochum der Ratssaal. Ein Triumphbogen erschließt den Innenhof, auf der Innenseite ist er mit Figuren besetzt. Roth konnte sich mit einer so orientierten ornamentalen Reduzierung seines Formenvokabulars grundsätzlich auf der Höhe



3 „Brunnen des Glücks“, Modell wie ausgeführt, August Vogel (1887–1932), mit einigen Beschädigungen so erhalten 2005.



4 Rathaus Bochum Portal A, Stadthauptkasse, Paul Wynand (1879–1956), Zustand 1931, zerstört 1944.

der Zeit fühlen, denn die traditionelle Moderne der Zwanziger Jahre griff in zahllosen Bauten auf Vorbilder aus Renaissance und Barock zurück.

Herrschen in der Außenansicht des Rathauses Granit und Muschelkalk vor, wird die Innenansicht von Marmor, Bronze und Edelhölzern deutscher Herkunft bestimmt. Die Treppen sind in hellem Marmor ausgeführt, mit eloxierten Geländern versehen und auch hier ist deutlich auf das Formvokabular der Renaissance zurückgegriffen worden. Mit rötlich-braunem Marmor sind die Säulen in den Treppenhäusern und repräsentativen Fluren ausgestattet. Die Böden der zur Halle aufgeweiteten Flure vor den Oberbürgermeisterräumen und vor den Ratssälen sind überaus reiche und schmuckvolle Inkrustationsarbeiten. Die Decke der Halle ist mit einer kassettierten Balkendecke aus Holz versehen, die Türen wurden mit angemessenen, sehr breiten Rahmen versehen. In allen Kassetten befanden sich bis 1940 bronzene Schmuckformen, die Türen wurden von Büsten gekrönt.

Der heute noch mächtige Eindruck der erhaltenen Räume muss ursprünglich überaus prunkvoll gewesen sein. Den Höhepunkt an Ausstattung und Programmik bot aber der 1944 zerstörte Ratssaal. Zu Marmorsäulen, Parkett und bronzeverzierter Balkendecke kamen hier noch stuckierte Wände, die in Medaillons antikisierende Figurengruppen, Porträts und Ornamente als Flachreliefs zeigten. Kristalllüster tauchten das Gesamtkunstwerk in eine festliche Beleuchtung. An der Stirnwand rahmte ein Orchester aus acht Putten das Zentrum des künstlerischen Programms des Rathauses: das monumentale Gemälde „Deutscher Parnaß“ von Richard Guhr, der auch die Wandgestaltung im Ratssaal ausgeführt

hatte. Der Maler und Bildhauer aus Charlottenburg hatte eine Professur an der Kunstgewerbeschule Dresden inne.

Das Rathaus Bochum war und bleibt städtebaulich, architektonisch und künstlerisch eine Höchstleistung seiner Zeit, die in der Qualität unter den Rathausbauten der Weimarer Republik keinen Vergleich scheuen muss. Zwar ist das Rathaus Bochum für die Zwanziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts ein Bau der traditionellen Moderne und in dieser Hinsicht ein ‚altmodischer‘ Bau – aber er zeigt noch einmal, wie hochkarätig in der konservativen Schule gearbeitet werden konnte.

#### Quellen:

Stadtarchiv Bochum:

OB R 1; OB R 2/1-2; OB R 84; DBau 29; DBau 35/1-5.

#### Literatur:

Bernhard Kerber: Bochums Bauten 1860–1940. Bochum 1982. – August L. Mayer, Hg.: Alt-Spanien. München 1921/22. – Peter Murray: Architektur der Renaissance. Stuttgart 1975. – Cornelia von der Osten Sacken: Escorial. München 1979. – Ludwig Pfandl: Spanische Kultur und Sitte des 16. und 17. Jahrhunderts. Kempten 1924.

#### Bildnachweis:

Westfälisches Amt für Denkmalpflege (Bildarchiv).

# Mit dem Zug nach Elberfeld zum Fußballspiel

Die Krefft-Siedlung von Walter Schwagenscheidt in Gevelsberg

Christoph Heuter

*Ich bedaure sehr, daß Häuser mit flachen Dächern nicht mehr gemacht werden. Das sagte ich neulich auch Kratz in Bonn, als ich dort war und die neuesten Bauten gesehen hatte. ... Nicht auf einem Haus verweilte mein Blick mit Interesse. Ich sehe nicht die Spur von Unterschied zwischen dem 4. und 3. Reich. Kein Mensch wagt etwas. Jeder hat Angst vor dem anderen. (Aus einem Brief von Walter Schwagenscheidt an Ernst Hopmann vom 4.12.1950, zitiert bei Preusler S. 141)*

Ganz ohne jegliche Angst – aber gleichfalls ohne Flachdächer – wagte sich Walter Schwagenscheidt 1947 an den Wettbewerb der Ofenfabrik W. Krefft AG in Gevelsberg, erzielte den ersten Preis und erhielt den Ausführungsauftrag. Doch anders als die von Schwagenscheidt beklagten Siedlungen in Bonn und Köln von Architekten wie Max Taut und Alfons Leitl, die längst Eingang in Denkmallisten und Dehio-Handbuch gefunden haben, rutschte die zeitnah zu diesen 1950–53 für die Arbeiter der Firma Krefft in Gevelsberg erbaute Siedlung durch die Filter von Schnellinventarisierung und Bauvoranfragen. So erfuhr der Denkmalwert ungebremst die gattungsüblichen Beeinträchtigungen: Nach den Heimwerkerexzessen an den Einfamilienhäusern der Siedlung wurden die Mehrfamilienhäuser im Herbst 2005 mit Wärmedämmfassaden überzogen, sofern sie nicht 2006 dem seit 2004 vorbereiteten Teilabriss zum Opfer fallen.



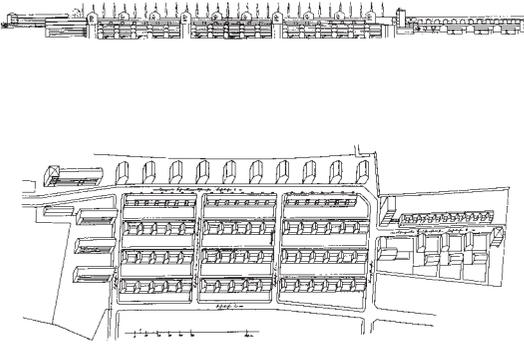
1 Die Krefft-Siedlung von Walter Schwagenscheidt „von der gegenüberliegenden Bergseite her gesehen“. 1958.

Walter Schwagenscheidt (1886–1968) hätte gewiss einen lakonischen Kommentar parat gehabt, so wie er für ein vorzeitig gescheitertes privates Projekt in seinem der „Raumstadt“ von 1949 beigegebenen Lebenslauf vermerkt: *1926 glücklich verheiratet ... 1939 glücklich geschieden*. Die Bedeutung als eine der wenigen Siedlungen, in denen Walter Schwagenscheidt Gedanken aus seiner „Raumstadt“-Utopie umsetzen konnte, bevor er mit Tassilo Sittmann 1959–68 die Frankfurter Nordweststadt realisierte, macht eine Würdigung ihrer Qualitäten und die Einordnung in das Werk des Architekten wenigstens zur Verabschiedung ihres Denkmalcharakters fällig.

Seine im 1. Weltkrieg vorbereitete Vision der „Raumstadt“ publizierte Schwagenscheidt schon in den frühen 1920er Jahren; parallel zu Bruno Taut, der in seinen Büchern „Die Stadtkrone“ (Jena 1919) und „Die Auflösung der Städte oder Die Erde eine gute Wohnung“ (Hagen 1920) die wohl bekanntesten und bedeutsamsten Utopien dieser Zeit formulierte. Die Raumstadt steht in der Tradition des Gartenstadtgedankens, wie er von Ebenezer Howard seit 1880 entwickelt (Garden-Cities of tomorrow, 1902) und seit der

Jahrhundertwende auch in Deutschland propagiert wurde (Gründung der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft 1902). Mit seinen Gedanken zur Anlegung eines Waldfriedhofes und zur „Lage des Landhauses zur Sonne und zum Garten“ – so der Titel eines Aufsatzes von Muthesius 1910 – integrierte Schwagenscheidt wichtige Gedanken der Reformbewegungen.

Theodor Fischer, bei dem Schwagenscheidt 1916 ein Semester an der TH München als Stipendiat der Stadt Elberfeld verbrachte, würdigte die Raumstadt 1923: *Sie sind köstlich in ihrem Idealismus, eine wahre Erfrischung in der Oede der Zeit. Mit Ihrem Raumfanatismus haben Sie mich für eine Stunde um 20 Jahre jünger gemacht. Wer da noch mit schwärmen könnte! Nehmen Sie es dem alten Professor nicht übel, wenn er Sie nun durch die Brillengläser ernst an guckt und mit erhobenem Finger warnt: Bleiben Sie, lieber Herr mit dem schwierigen Namen, wenigstens mit einem Fuß auf der Erde!* (Hellweg 1923, S. 58) 1929/30 arbeitete Schwagenscheidt an Frankfurter Siedlungen bei Stadtbaurat Ernst May, 1930/31 ging er mit der „Gruppe May“ in die UdSSR, legte dort Stadtentwürfe und das Konzept einer „wachsenden Stadt“ in eingeschossiger Zeilenbauweise vor. 1933 nach Deutschland zurückgekehrt, war er in Kronberg im Taunus als Privatchitekt überwiegend mit dem Bau von Einfamilienhäusern befasst. Während des Krieges arbeitete er an Zeichnungen und Text zu seinem 1949 publizierten Buch „Die Raumstadt“ und nahm nach 1945 an städtebaulichen Wettbewerben des Wiederaufbaues in Aachen, Minden und Emden teil. Sein Biograf Preusler konstatiert, seine Versuche, „Menschen zu finden, die ein städtebauliches Konzept wie die Raumstadt durchzusetzen helfen, sind zunächst wenig erfolgreich.“ (Preusler 1985, S. 136)

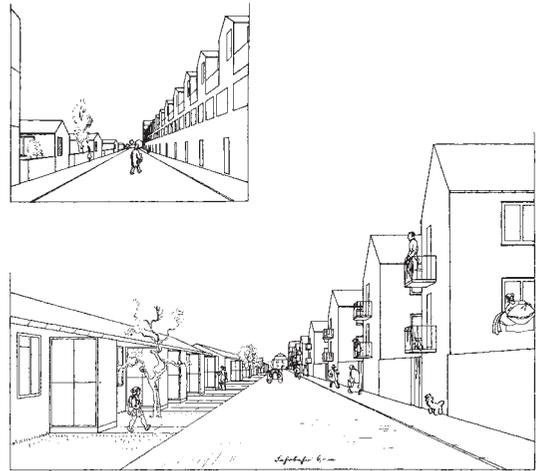
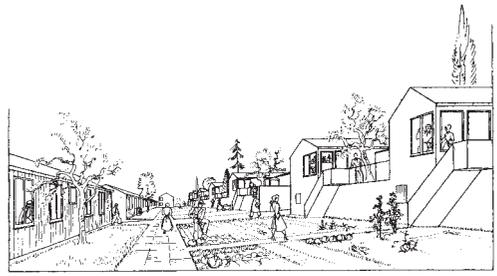


2 Aufriss und Vogelschaubild der Krefft-Siedlung. 1949.

Dass nun Schwagenscheidt ausgerechnet in Gevelsberg zum Zuge kam, hängt nicht etwa mit der Nachbarschaft zu seiner Heimatstadt Elberfeld zusammen, wo er als eines von sechzehn Kindern eines Bandwikers aufwuchs (*alle wurden satt*), sondern mit dem für das Bauen zu allen Zeiten (nicht nur in Wuppertal) so wesentlichen Faktor der guten Beziehungen. Seit 1947 war Ernst Hopmann (1895–1988), der zur Zeit von Schwagenscheidts Assistenz (1921–27) bei Theodor Veil an der TH Aachen studiert hatte, als Stadtbaurat in Gevelsberg tätig, er hatte die Auslobung des Wettbewerbs initiiert. Schon als Leiter der Planungsabteilung der Stadt Minden hätte Hopmann 1946 gern Schwagenscheidts prämierten Wettbewerbsentwurf für den Wiederaufbau des „Scharn“ zur Ausführung gebracht, doch erschien der Jury die *allgemeine architektonische Haltung für Minden unangemessen*. Die Beziehung zwischen den beiden war eng, im Referenzschreiben zur Bewerbung Hopmanns in Gevelsberg urteilte Schwagenscheidt launig: *Obwohl seit Jahren bei der Behörde tätig, bewahrte er sich den gesunden Menschenverstand und die geistige Beweglichkeit*.

Das Preisgericht attestiert Schwagenscheidts Entwurf: *ein ausgezeichnetes Gesamtbild, sowohl vom Tale her als auch etwa von der gegenüberliegenden Bergseite her gesehen*.

Die besondere Schwierigkeit beim Bau der Siedlung am Südhang des Tales der Ennepe bestand darin, allen Häusern und Wohnungen sowohl Sonne zukommen zu lassen, als auch den freien Blick über das Tal zu ermöglichen. Gerade dies hat Schwagenscheidt in den Augen der Jury glänzend bewältigt: Im Kernbereich der Siedlung wurde der Blick durch die Staffelung niedriger Einfamilienhausreihen für die höher am Hang gelegenen Reihen freigehalten, zuoberst sind die Mehrfamilienhäuser plaziert. An diesen zeigt sich – neben der Reduktion der östlichen Laubenganghäuser von vieren auf eines – die deutlichste Abweichung von Entwurf 1947 und Ausführung 1950: Für die Talseite der Schnellmarkstraße hatte Schwagenscheidt eingeschossige Bebauung geplant, ausgeführt wurden jedoch zweigeschossige Laubenganghäuser, die den Blick von und zu den giebelständigen Zweispännern als oberem Abschluss der Siedlung verstellen. Dieser Planabweichung sind „endlose Kämpfe um Detaillösungen“ (Preusler) vorausge-



3 Räume der Raumstadt in Gevelsberg. 1949.

gangen. Abgesehen von diesem Zugeständnis, das Schwagenscheidt an den Wohnraumbedarf machen musste, ist die Siedlung in ihren Raumqualitäten bestechend, was erst beim Durchschreiten wirklich erfahrbar wird. Axialität und Symmetrien sind auf ungezwungene Weise umspielt, Lageplan und Aufrisse sind in ausgewogenen, doch keinesfalls starren Relationen geordnet.

Hierin lässt sich die Umsetzung einer Kernidee der „Raumstadt“ ablesen, wie Schwagenscheidt sie Anfang der 1920er Jahre formuliert hatte: *Man wohnt nicht an der Straße, sondern an und in Räumen. Es wird bei der Gestaltung der Räume, der Gestaltung der Wohnstadt systematisch die Natur zur Hilfe genommen. Keiner wohnt an einem gepflasterten Band, sondern inmitten üppigster Natur* (Neudeutsche Bauzeitung 1921, S. 140) ... *Der Raum kann den Menschen wieder zur Heimat werden .... Die Straße ist ein Motiv der Bewegung, der Raum ein Motiv der Ruhe. In der Straßenstadt lebt der Mensch nach ‚Außen‘, nach der ‚Fassade‘, in der Raumstadt nach ‚Innen‘, nach dem ‚Raum‘*. (Hellweg 1923, S. 57) Damit steht Schwagenscheidt den zeitgleichen Idealen im kommunalen Siedlungsbau nahe, wie sie vom Essener Stadtbaurat Ehlgötz formuliert wurden: Ehlgötz favorisierte zur „Beheimatung“ die Schaffung von Wohnhöfen; durch diese „Sammelpunkte des Gemeinschaftslebens“ werde das Dorf in die Stadt getragen (vgl. Gut 1928, S. 80).

Doch ging Schwagenscheidt deutlich weiter, indem er ein Raumkontinuum formulierte: *Ein Hinten und*

*Vorne der Häuser, eine Fassade und Rückansicht im bisherigen Sinne gibt es nicht. ... Es ist durchaus nicht notwendig, dass die Räume vollständig ringsum geschlossen sind, Ausblicke in andere Räume oder angegliederte Nebenräume können sie nur reicher und interessanter gestalten* (Neudeutsche Bauzeitung 1921, S. 140).

Das Thema der Bebauung ist Staffelung, nicht der optische Ausgleich des Niveaus zur Erreichung beidseitig gleichhoher Straßenfronten. Dies überrascht nicht, war dem gebürtigen Elberfelder das Bauen am Hang doch seit seinen ersten beruflichen Tätigkeiten in verschiedenen Elberfelder Büros stets gegenwärtig und in seinen Einfamilienhäusern der 1930er Jahre im Taunus zum *besonderen Kennzeichen* (Leitl) geworden.

Theodor Fischer hatte 1903 die „Steigerung des Charakteristischen“ gefordert: *Was hoch stehet soll noch erhöht werden*. Dies beherzigte Schwagenscheidt.

Als Gelenk zum westlichen Bereich der Siedlung und als Blickfang fungiert der sechsgeschossige Solitär des Junggesellenhauses, je Etage vier Zimmer, alternierend je Etage Duschen oder Toiletten. Schwagenscheidt erläutert: *Hochhäuschen für 20 Junggesellen, daneben das Haus der Hausmeisters* (sic! Bergisches Plural), *die die unbeweibten hilflosen jungen Männer betreuen, ihnen die Zimmer in Ordnung halten, die Wäsche waschen, Liebesbriefe in Empfang nehmen, ihnen sagen, wann ein Zug nach Elberfeld geht zum Fußballspiel und was im Kino gespielt wird*. (Raumstadt 1949, S. 166).

Für den heutigen Zustand der Einfamilienhäuser mit der Verarbeitung all dessen, was Baumarkt und Geldbeutel möglich machen, hätte Schwagenscheidt wohl liebevolles Verständnis aufgebracht. 1921 schrieb er ... *ob Ziegelstein-, Kunststein- oder Natursteinbau, Holz- oder Leimbau, Ziegelrohbau, Verputz, Verschieferung oder Holzbekleidung, das sind sekundäre Fragen, ebenso ist es von untergeordneter Bedeutung, welche Einzelformen das Haus und der Raum hat, das Wichtigste ist die Gesamtgestaltung, die alle Einzelheiten in sich vereinigt* (Neudeutsche Bauzeitung 1921, S. 140). Die Jury anerkannte 1947: *Die vorzügliche Grundidee des Entwurfes läßt sowohl den Einsatz moderner Bauweisen wie den Einsatz von Selbsthilfe ... zu*. (Raumstadt 1949, S. 166). Und 1949 schrieb Schwagenscheidt in der „Raumstadt“: *Die Häuser werden in dem Material aufgeführt, was man hat, wahrscheinlich nicht in ‚Glas, Beton, Eisen‘. In diesen hier dargestellten Häusern wohnen nicht Menschen, die mani- und pedikürt alle Tage ihren Sonntags-Anzug anhaben, – sondern Männer und Frauen in Arbeitskleidung, Bübchen mit geflickten Hosen und kleine Mädchen mit laufenden Näschen, Rotznäschen genannt. Eins müßte zum andern passen, das Haus zu seinen Bewohnern und umgekehrt. Das Leben ist ja garnicht so feierlich, sondern meistens recht gewöhnlich und alltäglich. In den Häusern mancher Architekten kann man sich als Bewohner nur Architekten, Modezeichnerinnen und Feuilletonredakteure unterm Strich denken, nicht*

*aber Straßenbahnschaffner, Wagenlackierer und Bauhilfsarbeiter; in den allermeisten Häusern kann man sich eigentlich überhaupt keine Menschen denken, da das Äußere, zu sehr als Plastikkörper und Fassadenflächen behandelt, das Innenräumliche zu wenig erahnen läßt. Man weiß nur aus Erfahrung, daß in diesen merkwürdigen Gebilden Menschen wohnen, – selbstverständlich ist das nicht*. (Raumstadt 1949, S. 168)

Tatsächlich sind die Innenraumzuschnitte der Mehrfamilienhäuser sehr problematisch, aus ihrer Entstehungszeit bedingt und mit heutigen Nutzungsanforderungen nur unter hohem Aufwand zu vereinen: In den nun zum Abriss anstehenden Bauten an der Hauffer Straße, aufgrund ihrer Anzahl und stattlichen Präsenz im Volksmund als „die 10 Gebote“ bezeichnet, finden sich teilweise Raumhöhen von 1,95m. Trittschalldämmung ist nicht vorhanden, eine nachträgliche Aufbringung hätte zu weiterer Reduktion der Raumhöhen geführt. So war in der Hauffer Straße ein hoher Leerstand zu beklagen, der durch niedrige Mietpreise kaum aufzufangen war. Bei den letzten verbliebenen Bewohnerinnen und Bewohnern dieser Häuser ist die Anhänglichkeit überaus hoch, doch auch sie werden ihre Wohnungen bald verlassen müssen.

Somit entfällt ein Anlass für Fans der Architektur des 20. Jahrhunderts, in Gevelsberg Station zu machen; die traurigen Reste der Siedlung lassen sich bequem vom Zug aus erfassen auf dem Weg nach Elberfeld zum Fußballspiel. Aber auch dort ist die Chancenwertung nur noch drittklassig.

#### Quellen und Literatur

Dipl.-Ing. Tassilo Sittmann, Frankfurt. – Archiv des Gevelsberger Bauvereins: Bauakten (Dank an Herrn Leweringhaus). – Stadtarchiv Gevelsberg: Personalakte Ernst Hopmann. – Untere Denkmalbehörde Gevelsberg (Dank an Frau Margit Hieber). Walter Schwagenscheidt, Einige Bemerkungen zu meiner Raumstadt, in: Neudeutsche Bauzeitung 27 (1921), S. 139–153 (Einleitung M. Ungleht). – Walter Schwagenscheidt, Einige Bemerkungen zu meiner Raumstadt, in: Hellweg 3 (1923) H.4, S. 55–57 (Einleitung Paul Joseph Cremers, Kommentare von Josef Ponten, Theodor Fischer, Hans Bernouilly, Harry Maaß). – Albert Gut, Der Wohnungsbau in Deutschland nach dem Weltkriege. München 1928. – Li. (=Alfons Leitl), Häuser im Taunus. Architekt: Walter Schwagenscheidt, Kronberg im Taunus, in: Monatshefte für Baukunst und Städtebau 23 (1939), S. 149–156. – Ernst Hopmann, Der Wettbewerb für die Bebauung des Wohngebietes der Firma W. Krefft A.G. in Gevelsberg, in: Neue Bauwelt 3 (1948), H.44, S. 694–697. – Walter Schwagenscheidt, Die Raumstadt. Heidelberg 1949. – Walter Schwagenscheidt, Die Nordweststadt: Idee und Gestaltung. Stuttgart 1964. – Walter Schwagenscheidt, Die Raumstadt und was daraus wurde, „mein letztes Buch“. Stuttgart 1971. – Burghard Preusler, Walter Schwagenscheidt 1886–1968. Architektenideale im Wandel sozialer Figurationen. Stuttgart 1985. – Petra Sophia Zimmermann (Bearb), Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland – Baudenkmale in Niedersachsen. Band 18.2: Landkreis Celle ohne Stadt Celle. Hameln 1994, S. 130 „Schwagenscheidt-Siedlung“ in Fassberg. – Christoph Heuter, StadtSchöpfung. Siedlungen der 1920er Jahre in Wuppertal-

Barmen. Wuppertal 1995. (Darstellung der topographischen Bedingungen des Siedlungsbaues in der bergisch-märkischen Region sowie Zitatstellen zu Theodor Fischer, Bruno Taut, Hermann Ehlgötz und anderen.) – Fred Kaspar/Peter Barthold (Bearb.), Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen Bd. 50: Stadt Minden. Teil IV: Altstadt 3: Die Profanbauten. Teilband 2. Essen 2000, S. 2022–2033.

Die Urheber- und Veröffentlichungsrechte an Werken von Walter Schwagenscheidt liegen bei Dipl.-Ing. Tassilo Sittmann, Frankfurt, dem für die Freigabe gedankt sei.

Bildnachweis

Fritz Sauer (Gevelsberg): 1. – Repro aus: W. Schwagenscheidt: Die Raumstadt, 1949, S. 163/164: 2, 3.

## Der „Kaiserbrunnen“ in Brakel, Kr. Höxter

Ein Gesundbrunnen der 1950er Jahre in der Provinz

Anne Herden-Hubertus

Von den in Ostwestfalen sehr zahlreichen Gesundbrunnen gehen die ältesten zurück bis in das 17. Jahrhundert (Bielefeld, Kesselbrink; Warburg, Germete); für Driburg ist sogar seit 1593 eine kohlen saure Mineralquelle nachgewiesen. Einige Brunnen wurden zu Kuranlagen ausgebaut und erlangten überregionale Bedeutung, wie Oeynhausen, Salzuflen, Meinberg, Hermannsborn und Driburg. Die Mehrzahl, insbesondere die kleinen ländlichen Brunnenanlagen, die sog. Bauernbäder, blieben nur regional bekannt und boten über die reine Gesundheitsanwendung hinaus keinerlei Annehmlichkeiten. Hier fehlten die Grundlagen für einen Ausbau, als 1957 neue gesundheitspolitische Rahmenbedingungen im Dienste der Volksgesundheit Kuranwendungen für breite Bevölkerungsschichten ermöglichten. Viele Kleinbäder haben seitdem ihren Betrieb eingestellt und sind in Vergessenheit geraten. Um so erstaunlicher ist, dass eine dieser kleinen Brunnenanlagen, der „Kaiserbrunnen“ in Brakel, in den Jahren 1955/56 erneuert wurde.



1 Ansicht.

Die bis heute im Besitz der Stadt Brakel befindliche Quelle liegt nördlich des historischen Stadtkerns unterhalb der Hinnenburg und war schon im 18. Jahrhundert bekannt. Seit 1802 bis heute wird der Brakeler Mineralbrunnen, ein kohlen saure- und eisenhaltiges Heilwasser, durch die Stadt zur Verfügung gestellt. Zunächst wurde das Wasser mittels einer Pumpe zur Entnahmestelle befördert. Im Jahre 1841 wurde die Quelle im Auftrag der Stadt gefasst. Der Bau einer Badeanlage war geplant worden, wurde aber nicht realisiert. 1859 stellte die Regierung fest, dass die Quelle nicht mehr benutzt wurde. Im Jahre 1902 baute der Verschönerungsverein die Anlage aus, indem er eine offene Brunnenhalle mit Gaststätte errichtete und einen Kinderspielfeld anlegte. Im Jahre 1913, dem Jahr des 25. Regierungsjubiläums Kaiser Wilhelms II., wurde die Kuranlage zum „Kaiser-Wilhelm-Hain“ erweitert. Die offene Brunnenhalle wurde 1954 zum „Waldrestaurant am Kaiserbrunnen“ ausgebaut. Hier erschien erstmals die heu-

te noch übliche Bezeichnung „Kaiserbrunnen“. In den Jahren 1955/56 wurde eine neue Trink- und Wandelhalle errichtet. Die Planungen für die Brunnenanlage stammten von Heinrich Unbescheiden, Architekt für Heil- und Kurbäder jeder Art; dessen 1869 gegründetes Unternehmen in Baden-Baden stattete Kurbäder in ganz Europa mit Geräten und Installationen zur Aufbereitung von Mineral- und Thermalwässern aus. Die Bauleitung hatte der Brakeler Bauunternehmer Franz Allerkamp.

Es handelt sich um eine kleine, in die wald- und wasserreiche Landschaft nördlich des historischen Stadtkerns eingebettete Anlage mit Brunnenhaus und überdachtem Wandelgang. Als Brunnenhaus wurde ein runder Stahlbetonpavillon errichtet mit lamellenähnlichen, sich nach unten verjüngenden Betonstützen. Das an ein Faltwerk erinnernde Bauwerk unter vorkragendem Flachdach wird belichtet durch hohe Fensterflächen mit sparsamer Sprossenteilung. Im Inneren befindet sich als Schaubrunnen die zentrale Quelle des „Kaiserbrunnens“, gefasst in einem kreisförmigen, sich nach oben verbreiternden Brunnenbecken auf zylindrischem Sockel, belegt mit kleinen quadratischen Keramikplatten in frisch wirkender Farbgebung. Eine Plexiglashaube mit Aluminiumsprossen deckt die Quelle ab. Die Heilwasserentnahme erfolgt mittels zweier Messing-Zapfhähne an einer sich nach unten verjüngenden massiven Theke, die ebenfalls mit den mehrfarbigen Mosaikplättchen verkleidet ist. Die Bodenfliesen imitieren Terrazzo in schwarz-weißer Farbgebung. An den schlanken Stützen zwischen den Fenstern sind bauzeitliche Lampen angebracht aus einer konkav ge-



2 Detail Schaubrunnen.

wölbten Milchglasschale als Reflektor mit aufgesetzter, gewölbter Metallfolie mit unregelmäßig verteilten, gestanzten Löchern. An der Fassade angebrachte bauzeitliche Jalousien mit Seilzug-Bedienung ermöglichen einen Sonnenschutz. An der Nordseite des Brunnenpavillons befindet sich ein Außenbecken mit Zapfstellen für das Quellwasser. Südöstlich an die Trinkhalle schließt eine Wandelhalle an mit einer Wesersandstein-Rückwand nach Osten und zum kleinen Kurpark hin schlanken Rundstützen, die das Flachdach des Wandelganges tragen. Ein (kürzlich

verbreiteter) Durchgang der Rückwand bezieht die Landschaft ein. Der westlich vorgelagerte Kurpark mit einem Teich, der wohl ursprünglich zur Hinnenburg gehörte, wurde mehrfach umgestaltet.

Der „Kaiserbrunnen“ in Brakel ist mit seinen zu der staatlich anerkannten Heilquelle gehörenden baulichen Anlagen bedeutend für die Entwicklung der Gesundbrunnen bzw. der Kuranlagen in Ostwestfalen-Lippe. Bauweise und Ausstattung weisen die typischen Merkmale der 1950er Jahre-Architektur auf. In charakteristischer Weise sind moderne Elemente kombiniert worden mit dem hier landschaftstypischen Baumaterial des rötlichen Wesersandsteins, besonders anschaulich beispielsweise an der Wandelhalle: schlanke Stützen des Flachdaches, Sandsteinquader an der Rückwand. Auch das Innere der kleinen, lichtdurchfluteten Trinkhalle wurde entsprechend dem Zeitgeschmack ausgestattet mit den Mosaikflächen an den „Prinzipalstücken“, dem Schaubrunnen und der Theke, den Wandleuchten usw.

Zusammen mit der großmaßstäblichen Kuranlage in Bad Salzuflen (vgl. Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 2/02, S. 73ff) dokumentiert der „Kaiserbrunnen“ für Westfalen-Lippe in einzigartiger Weise die Brunnenkuren in der Mitte des 20. Jahrhunderts.

#### Bildnachweis

Westfälisches Amt für Denkmalpflege: 1 (Herden-Hubertus); 2 (Olschner).

#### Literatur

Brakel in alten Ansichten. Hg. vom Heimat- und Verkehrsverein Brakel e.V. Zaltbommel/NL 1984. – Fred Kaspar, Brunnenkur und Sommerlust. Gesundbrunnen und Kleinbäder in Westfalen. Bielefeld 1993; S. 180f. – Broschüre der Stadt Brakel über den Kaiserbrunnen, o.J.

## Eine Hotelbar der fünfziger Jahre in Brakel

Sonja Olschner

Ein im Jahr 1810 in Brakel errichtetes Fachwerkhaus bildet als Bestandteil einer kleinen Hausgruppe den Endpunkt einer vom Marktplatz ausgehenden städtebaulichen Achse. Das zweigeschossige, giebelständige Gebäude mit Querdiele ist aufgrund seiner zum großen Teil original erhaltenen Bausubstanz als Denkmal eingetragen. Zu Zeiten einer Nutzung des Hauses als Hotel wurde 1958 im Obergeschoss eine kleinräumige, aber durchaus repräsentative Bar zur Straßenseite orientiert eingerichtet, die jedoch im Zuge eines Rückbaus zum Wohnhaus im Jahr 2004 entfernt wurde. Den interessierten Eigentümern ist es zu verdanken, dass die erhaltenen Teile der Hotelbar weitgehend geborgen werden konnten und nun einer ferneren Verwendung harren.



1 Der Thekenbereich mit Sitzecke 2002.



2 Der Loungebereich am nordwestlichen Giebel 2002.

„Der Raum soll zu einem Raumerlebnis führen“. Unter diesem Motto wurde im Jahr 1955 ein Fachbuch zum Thema Innenausbau veröffentlicht, das sich als grundlegendes Werk über Gaststätten und Läden sowohl an den Architekten als auch an den Tischler wendet. Die Raumgestaltung soll in der sorgfältigen Auswahl und Abstimmung von Werkstoffen dem Raum als Ganzes ein bestimmtes Gepräge geben, denn „den Gast beeindruckt die Gestaltung, er darf vom Technischen und Organisatorischen nicht gestört werden“ (Koch 1955, S. 10). Der Autor stellt dabei die Bedeutung des Bartresens, vergleichbar mit der Theke einer Schnellgaststätte, als Zentrum der Einrichtung in den Vordergrund.

Bei der Brakeler Hotelbar bringt die geschwungene Linienführung das Mobiliar zum Fließen und bewirkt einen zusammenhängenden Raumeindruck in dezenter Nierentischatmosphäre. Materialvielfalt, asymmetrische Formen, rationale Produktgestaltung und schlichtes Design vermitteln ein durch Gemütlichkeit und Repräsentation geprägtes Ambiente. Die Kombination unterschiedlicher Materialien wie Holz, Metall, Resopal, Kunststoff und Linoleum und die kontrastierende Wirkung der Werkstoffe stellen ein wichtiges Charakteristikum des für die fünfziger Jahre typischen Erscheinungsbildes dar.

Die Theke ist in Material- und Farbgestaltung der Mittelpunkt und Blickfang des schmalen, länglichen Raums. Die weich gekrümmte Grundrissform der Theke spiegelt sich in einem an der Decke angebrachten Baldachin wider, der diese wie eine Markise überspannt. Der aus Sperrholz gezimmerte Korpus des Tresens besitzt auch im Querschnitt eine dynamische Formgebung mittels Schrägstellung der Frontseite, die eine Verjüngung zum Fußende aufweist. Auf diese Weise wird ein leichter Überstand des Thekenbretts bewirkt, so dass der Gast eine bequeme Sitzhaltung einnehmen kann. Auffallend ist die kräftige Farbgebung der raumseitigen Oberfläche. Resopalstreifen aus hellem Gelb, sattem Rot und mittlerem Blau sind rhythmisch angeordnet und durch schwarze Holzleisten mit konischem Zuschnitt gliedernd unterbrochen. Die farblich hervorgehobene Frontseite steht in starkem Kontrast zum schwarzen „Trolonitsockel“ (Angebotsschreiben des Schreiners von 1958) und der ebenfalls schwarzen Randleiste, die das hellblau gefärbte Thekenbrett trägt.



3 Die nordwestliche Giebelfassade des Hotels Brautlicht 2002.

Zur funktionalen Handhabung wurde die Arbeitsplatte der Theke mit einer Resopalbeschichtung verkleidet, die eine schwarze Musterung auf grau-blauem Hintergrund zeigt. Die Halterungen für die Griff- und Trittleisten bestehen aus poliertem Messing, deren Profil dem Kraftverlauf folgend organisch geformt sind. Für die Griffleiste wurde ein flach gedrückter Querschnitt aus schwarzem Mipolam gewählt, dagegen ist die Fußstange aus einem mit Mipolam ummantelten Rundrohrprofil gefertigt. Die Farbgebung der Theke findet sich an den versetzt angeordneten, resopalbeschichteten Regalbrettchen an der Thekenrückwand wieder, die mit einem Randabschluss aus gebogenen Aluminiumprofilen dekorativ verziert sind. Zeitgenössische Aufnahmen belegen, dass die Markise korrespondierend zum Bartresen ebenfalls durch farbenfrohe Streifenmuster gestalterisch besonders hervorgehoben war. Das Thekenmöbel wird von sehr massiven Barhockern umstanden, die eine durchaus skulpturale Ausformung vorweisen. Ihre trompetenartig ausgeprägten Messingfüße harmonisieren mit den stempelartigen Sitzkissen aus hellbeigem und ockerfarbenem Kunstleder mit schwarzer Sitzfläche. Trittringe aus unpoliertem Messing wurden an der schmalsten Stelle der mit schwarzem Kunststoff oder Linoleum bezogenen, konkav geformten Hockerbeine montiert. Die Sitzbespannung der Barhocker kommt auch bei den üppig gepolsterten Cocktailsesseln zur Anwendung, deren ausladende Formen als stimulierende Einladung zum Gebrauch verstanden werden können. Ihre voluminösen Körper aus Kunstleder ruhen auf dünnen, schief gestellten, sich konisch verjüngenden Beinchen mit Messingbasis. Die Theke gibt ihren Schwung an die niedrigen Tische weiter, die aus Gründen der Bequemlichkeit für den Benutzer nicht auf vier Beine, sondern jeweils auf einen Säulenfuß mit schrägem, linoleumbezogenen Sockel gestellt wurden. Zur Stabilisierung der Tische wurden in die Sockelplatten schwere Bleigewichte eingelassen. Weiche, gewölbte

und an den Ecken abgerundete Linien kennzeichnen auch die Gestaltung der fest eingebauten Sitzbänke. Diese schmiegen sich zu beiden Seiten in die Raumecken und erinnern in ihrer Ausformung an die Inneneinrichtung von Schiffen. So entsteht in gewisser Weise ein sanft fließender Raumeindruck. Die Bänke sind mit hochgepolsterten Federkernsitzen und runden Rückenkissen ausgestattet, die auf die furnierten Lehnen aufgesetzt sind.

Durch den Einsatz verschiedener Beleuchtungskörper werden unterschiedliche Raumsituationen stimmungsvoll betont. Als Thekenbeleuchtung fungieren einzelne Glühbirnen, die wie ein Sternenhimmel in die Stoffdekoration über der Theke integriert sind und in einfachen, weiß lackierten Metallfassungen sitzen. Die Grundausleuchtung des Raums wird von Hängelampen übernommen, deren weiß-opake Leuchtkörper ein weiches, gestreutes Licht abgeben. Jede Deckenleuchte verfügt über drei Lampenschirme mit zeitgemäß konischem Zuschnitt, die, um einen Messingring gruppiert, gestaffelt von der Decke hängen. Die Individualbeleuchtung wird von einfachen Tischlämpchen mit stoffbespannten, zylinderförmigen Schirmchen übernommen. Eine dreigeteilte Wandlampe in der Raumecke produziert mit ihren Lampenschirmen aus Bastgeflecht, die an dünnen, gebogenen Messingstäben befestigt sind, ein stimmungsvolles Licht. Im Laufe der Jahre hatte die Raumausstattung bereits einige Veränderungen erfahren. Verloren gegangen waren die sehr kontrastreich, mit großen stilisierten Blüten und Pflanzen bedruckten Tapeten, die farbenfroh großgemusterten Vorhänge sowie der ursprünglich gestreifte Textilbelag des Bodens. Auch die Stoffe der gepolsterten Sitzbänke wurden ausgetauscht und durch beigefarbene Bezüge ersetzt, die nicht mehr so recht in die ehemals so fröhlich mediterrane Stimmung der Bar passen wollen. Im Zuge der Umbauplanungen verschwand mit dem Ausbau des Mobiliars das augenfällige Türblatt mit Sperrholzaufdopplung und dem asymmetrisch gestalteten Luftblasenmotiv aus runden Resopalscheiben.

Sehr beliebt war die Hotelbar übrigens bei Mitgliedern einer belgischen Garnison, die in Brakel stationiert war. Die trinkfesten Gäste ließen sich vom dänischen Bier Tuborg berauschen und von den „swinging fifties“ in Stimmung und Schwankung versetzen. Als das Hotel kurz vor seiner Aufgabe stand, wurde hier sogar noch das Frühstück gereicht.

Die Hotelbar in Brakel ist als aussagefähiges Dokument der 1950er Jahre kein spektakulärer Zeitzeuge, aber sie repräsentiert eine Haltung, die in Raumauffassung und Gestaltung ihre Vorbilder in Beispielen skandinavischer Innenarchitektur wiederfindet und sie folgt der in dem Fachbuch „Innenausbau“ formulierten Aufforderung: „Man muss die geschlossene Gesamtform vor Augen haben und ihr die vielen Einzelheiten unterordnen, wobei sehr Wesentliches von der Behandlung gerade dieser Einzelformen und Gegenstände wie Heizkörperverkleidungen, Beleuchtungskörper, Tische, Sitzmöbel, Tapeten, Be-

zugs- und Dekorationsstoffe, ja auch der Tischgeräte und anderem mehr abhängt“ (Koch 1955, S. 10). Ungewöhnlich war die Entscheidung der Eigentümer, ein konsequent durchgestaltetes zeitgemäß modernes Konzept in einem historischen Fachwerkhaus zu verwirklichen. Die Umgestaltung des Hotels durch das Ehepaar Brautlacht, die in ihre Maßnahmen auch weitere Bereiche des Hauses miteinbezogen und den großen Eingangsflur in ein salonartiges Foyer verwandelten, wurde von der Öffentlichkeit begeistert aufgenommen und in der Tagespresse folgendermaßen gewürdigt: „Nach neuesten Erkenntnissen fortschrittlicher Gastronomie wurde die Einrichtung geschaffen. Bewusst wurde auf ein Schema verzichtet, denn jedes Eckchen ist mit einer persönlichen Note ausgestattet. Jeder Besucher lobt die behagliche Atmosphäre und die freundliche Note dieser wirklich modernen Innenausstattung“. (Zeitgenössische Pressemeldung o.O., o.N.)

#### Literatur

Walter Koch/ Hans Dreyer/Helmut Dickmann, Gaststätten und Läden, in: Innenausbau. Ein Fachbuch für Architekten und Handwerker, 1. Band. Stuttgart 1955. – Werner Durth/Niels Gutschow, Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre, in: Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz (Hg.), Band 33. Bonn 1987. – Arno Votteler, Wege zum modernen Möbel. Stuttgart 1989.

#### Bildnachweis

Westfälisches Amt für Denkmalpflege: 1–3, (Hedwig Nieland).

# Marl, Insel 05

Das erste Volkshochschulgebäude in Deutschland

Ulrich Reinke

Das seit der Instandsetzung 2005 „Bert-Donepp-Haus“ genannte Gebäude erinnert an den Gründer und Förderer der Volkshochschulbewegung in Marl. Seitdem die Volkshochschule Marl 1977 in größere Räume umgezogen ist, dient das Haus dem Adolf-Grimme-Institut, dem zweiten von Donepp gegründeten Medieninstitut. Hier wird der bekannte Adolf-Grimme-Preis verliehen, der Marl kulturell weithin bekannt gemacht hat.



1 Marl, Bert-Donepp-Haus. Frontseite nach der Instandsetzung im März 2005.

Marl, eine Industriestadt am nördlichen Rand des Industriegebiets, gehört zu den jüngsten Städten in dieser Region. Industriell bedeutend wurde sie erst in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts.

Schon 1946 hatte Donepp hier die städtische Volkshochschule gegründet. 1953 bis 1955 entstand dann der Neubau. Er verband die Räume der Volkshochschule mit denen für die Stadtbibliothek. Dieser Bau ist die erste für eine Volkshochschule in Deutschland konzipierte Anlage.

Entworfen und ausgeführt hat ihn Architekt Günther Marschall, der die fortschrittliche städtebauliche Planung des modernen Stadtzentrums Marl der fünfziger Jahre mitgestaltete. Das neue Volkshochschulgebäude, Insel genannt, ist in das Stadtkonzept eingebogen.

In die Grünzone integriert, ist es nur mäßig hoch. Die Wände zeigen rotes Ziegelmauerwerk, Stahlglasflächen und Flachdächer, die jedoch konstruktiv als schwach geneigte Pultdächer ausgeführt sind. Der Grundriss folgt einem Atriumhaus. Die Bibliothek und der gegenüberliegende Aufenthaltsraum sind durch Glaswände geprägt, während bei den anderen beiden Flügeln die Ziegelmauern dominieren.

Bauprogramm und Grundrissgestaltung gehen auf Alvar Aaltos Bauten zurück. Dies lag nahe, da ja auch die Volkshochschulbewegung aus Skandinavien stammte.

Anders als bei vielen Bauten der Zeit ist die Bausubstanz der Anlage solide und dauerhaft ausgeführt worden. Die 2004 und 2005 erfolgten Instandsetzun-

gen waren nach 50 Jahren notwendig, zugleich mit den Anpassungen an die heutige Ausrüstung als Medieninstitut. Alles dies war bisher mehr provisorisch erfolgt und das Haus dabei in seiner Bausubstanz relativ wenig verändert worden. Die Ausstattung der Erbauungszeit war jedoch nur noch in geringem Umfang vorhanden.

Wegen der besonderen kulturellen Bedeutung sollte dieses Haus, ein Baudenkmal, sorgfältig instandgesetzt werden. Um seine besondere Qualität zu wahren und zugleich eine in allen Belangen hochwertige und dauerhafte Instandsetzung zu erzielen, wurde von den beteiligten Stellen der Stadt Marl ein Gutachten in Auftrag gegeben. Dieses erstellte das Architekturbüro Prof. Spital- Frenking/Dipl.-Ing. Schwarz in Lüdinghausen. Das Büro wurde dann auch mit der Durchführung der Arbeiten beauftragt.

Besonders schwierig war die fehlende Isolierung von Fenstern und Dächern zu lösen, die den Gebrauchswert des Gebäudes stark beeinträchtigt hatte. Die original mit Bitumenpappe gedeckten Dächer wurden jetzt mit einem Isolieraufbau und einer Zinkblechdeckung versehen. Durch eine sorgfältig verspringende Konstruktion mussten die schmalen Dachkanten nur geringfügig breiter als beim Original ausgeführt werden, so dass das alte Erscheinungsbild kaum verändert werden musste.

Die Einzelfenster waren schon 1987 erneuert worden. Bei den großen Glaswänden waren die Stahlrahmen durch Korrosion in schlechtem Zustand. Um gerade von diesen Baudetails originale Bestandteile zu erhalten, wurden sie mit großer handwerklicher Mühe entrostet und die völlig zerstörten Fußstücke ergänzt. Die neuen Doppelglasflächen wurden so in die Falze gesetzt, dass die Originalgestalt erkennbar blieb. Durch eine Temperierung über aufgesetzte Kanäle in schlanken Rechteckrohren können die Glaswände zum Hof des Atriums erwärmt werden, dadurch konnten Eingriffe an den original bewahrten Böden und Ziegelwänden unterbleiben.

In zwei Räumen gab es wandhohe hölzerne Paneelwände. Aus Sperrholzplatten gefertigt, hauchdünn furniert und mattiert ließen sie sich nicht aufarbeiten. Sie wurden durch Kopien ersetzt. Einige erhaltene Platten belegen, wie sorgfältig die anderen kopiert worden sind.

Die neue für die Medienwiedergabe im großen Saal notwendige Wiedergabewand ist frei eingestell



2 Marl, Bert-Donnepp-Haus. Rückseite mit der Cafeteria nach der Instandsetzung im März 2005.

den. Sie bildet mit der neuen Lichtdecke eine moderne Gestaltung, die sich mit den Paneelen und der Fensterwand von 1955 spannungsvoll verbindet. Um diesen Saal variabel nutzen zu können, wurde nach Süden ein neuer Eingang geschaffen, für den nur wenig alte Bausubstanz verändert werden musste.

Nur noch in Resten war die Originalbeleuchtung vorhanden. Soweit reparaturfähig blieb sie bewahrt. An-

sonsten wurde die Beleuchtung modern in Formen erneuert, die sich frei an der ursprünglichen Gestaltung orientierten. Sie gibt den Raumdecken jene zierliche Leichtigkeit zurück, wie sie die Fotos der Erbauungszeit festgehalten haben.

Das Ergebnis dieser Restaurierung zeigt, dass es durchaus gelingen kann, die Architektur der fünfziger Jahre mit heutigen Anforderungen zu verbinden. Ohne komplettierende Rekonstruktionen auskommend, verstärken hier die neu zugefügten Elemente die alte Gestaltung.

Heute ist hier wieder die Frische des kulturellen Neuanfangs der Volkshochschulbewegung und ihrer Bildungsziele unmittelbar zu erleben, ein wesentlicher Teil der gewollten gesellschaftlichen Humanisierung in den Fünfziger Jahren.

#### Literatur

Oskar Spital-Frenking, Michael Schwarz, Das Adolf-Grimme-Institut in Marl. Bestandsanalyse und Gutachten zu Nutzungs- und Instandhaltungskonzepten. Marl o. J.

#### Bildnachweis

Westfälisches Amt für Denkmalpflege: 1, 2

## Die St.-Georg-Schanze von 1959/60 in Winterberg

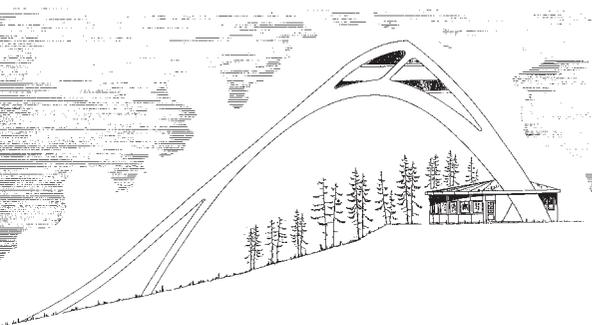
Thomas Spohn

Skisprungschanzen gehören fast obligatorisch zu den Sportanlagen von Wintersportorten. Auch die St.-Georgs-Schanze steht in bald hundertjähriger Tradition, die mit der ‚Entdeckung‘ des Wintersports, d. h. mit der Gründung des Winterberger Skiklubs unmittelbar nach der Eröffnung einer Eisenbahnstichlinie im Jahr 1907 einsetzt. Die heutige Schanze ist – über diese orts- und regionalgeschichtliche Bedeutung hinaus – eine der funktional klarsten Stahlbetonkonstruktionen der ausgehenden 1950er Jahre in Westfalen-Lippe und zugleich eine wichtige Sonderform im Rahmen der allgemeinen Typologie der Skisprungschanzen Mittel- und Nordeuropas.



1 Winterberg, St.-Georg-Schanze von Südosten im Jahr 2005.

Der Sprung ist untrennbarer Bestandteil des Skilaufens. Möglichst weites Springen scheint für viele – Sturzfreiheit vorausgesetzt – luststeigernd. Das Glätten und Präparieren von Anlaufspuren, das Aufhäufeln von Rampen („Tischen“) und das Planieren von Unebenheiten (und insbesondere von Aufschlaglöchern im Falle des Fehlens der genannten Voraussetzung) im Aufsprung- und im Auslaufbereich ist bis heute alljährliches Spektakel von Kind und Kegel und schon aus den Anfängen des Skisports nicht wegzudenken. „Sprunglauf“ nannte sich die Disziplin, die nicht nur im spät-kaiserzeitlichen Winterberg, sondern auch in mindestens sieben weiteren Orten im Sauerland des Sonntags Tausende anlockte und zum Mitspringen bis an die 12m Weite verlockte. Die meisten Nachweise beziehen sich auf Naturschanzen mit einfachen, talseitig von Holzarmierung gefassten Erdrampen. In Winterberg wurde 1928 eine solche Schanze, die Weiten bis max. 15m ermög-



2 Winterberg, St.-Georg-Schanze; Entwurfszeichnung der Seitenansicht von Süden aus dem Jahr 1959.



3 Winterberg, Hölzerne Sprungschanze in der Zeit von 1947 bis 1958.

lichte, neu angelegt. Sie ergänzte das schon durch die 1910 errichtete „Bobsleighbahn“ werbewirksam ausgebaute Angebot an Zuschauerattraktionen.

Wo sich die dem sportlichen Wettkampf innewohnende Tendenz des – in diesem Fall – immer ‚Schneller, Höher und darum Weiter‘ durchsetzt, mutiert der ‚Sprunglauf‘ nicht nur vom Gaudi des Publikums zur Schau von Spezialisten vor Zuschauern, sondern verlangt immer weitere und neue bauliche Verbesserungen bis hin zu den zu Wettkampfpurposen im Flugbereich notwendigen Schiedsrichtertürmen. Wie in allen deutschen Mittel- und Hochgebirgen, so wurden in den 1920er und frühen 1930er Jahren auch an allen Standorten des Sauerlandes von den billigen Arbeitskräften der Notstandmaßnahmen und der Freiwilligen bzw. Reichs-Arbeitsdienste gewaltige Erdmassen bewegt, um insbesondere die An- und Ausläufe zu verlängern bzw. in der Neigung zu optimieren. Da dennoch die Hänge schnell als zu kurz bzw. die Bergkuppen selbst über den am tiefsten eingeschnittenen Tälern als zu flach erachtet wurden, boten allein künstlich überhöhte Anlaufspuren Abhilfe. Dafür sind Türme (und weitere Stützkonstruktionen) erforderlich, die bis zur Jahrhundertmitte fast ausnahmslos mit aus den örtlichen Pflanzungen entnommenen Nadelholzstangen in oft verwegenen Konstruktionen abgezimmerter wurden. Sie entsprachen weitgehend den Aussichtstürmen, die seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert auf vielen Bergen auch des Sauerlandes entstanden waren. Wo statt der Stufen entlang der ebenfalls hölzernen Anlaufspuren eine Treppenanlage im Turm angelegt war, übernahmen die Sprungtürme zumindest sommers tags oftmals auch die Funktion von Aussichtstürmen. Dagegen bestehen keine Gemeinsamkeiten mit den bei raschem Blick ähnlichen Fördertürmen der Steinkohlenzechen: Die Schräge am Turm ist hier funktional (Anlaufspur), dort aber statisch (Abstreubung gegen die Lasten des Förderzuges) bedingt.

Einen solchen hölzernen Sprungturm von 19m Höhe errichtete der Skiklub Winterberg im Jahr 1947. Die Schanze erlaubte nun Weiten bis 60m. Ein Gewittersturm brachte jedoch 1958 diese exponiert auf einer Bergkuppe liegende Konstruktion zum Einsturz.

Mit dem unverzüglich in Angriff genommenen Schanzenneubau an derselben Stelle gelang es dem Skiklub Winterberg, die Position der Stadt als heute einzigem namhaften Wintersportort Nordrhein-

Westfalens zu sichern und auszubauen. Ausgeführt wurde ein Kunstbauwerk in Stahlbetonbauweise, dessen Sprungturmspitze sich 22m über dem Niveau und 100m über der Talsohle erhebt. Nach dem Profil handelte es sich um eine K-70-Schanze; dies meint, dass der K(ritische) Punkt des Übergangs der konvexen (oben) zur konkaven (unten) Krümmung der Aufsprungbahn bei 70m liegt. Den Schanzenrekord erzielte der Winterberger Springer Alfred Grosche mit 74,5m im Jahr 1975.

Architekt der neuen Schanze war Fritz Gladen, langjähriges Mitglied des Skiklubs und Verfasser mehrerer Entwürfe auch für Projekte des touristischen Umfeldes (Hotels, Wohnanlagen etc.) der Stadt. Obgleich – nach derzeitigem Kenntnisstand – nur dieses einzige Mal mit der Bauaufgabe Sprungschanze betraut, gelang ihm eine bis heute überzeugende formale Lösung. Die wesentlichen Bestandteile einer Schanze, also sowohl der Schanzenturm als auch die Anlaufbahn nebst Absprungetisch und notwendigen Stützen, sind in einer kühnen Bogenform zusammengefasst. Die über gewaltigen Schalgerüsten in Ortbeton gegossene Konstruktion zeigt im Querschnitt ein U-Profil; eine gewölbte Platte als Nutzungsebene wird von Seitenwangen flankiert, die sich zum Fußpunkt des Turmes schräg spreizen. Ihre besondere Eleganz erhält die Schanze durch Brechungen der Seitenwangen, die besonders in der unmittelbaren Seitenansicht sowohl statische Kräfteverläufe als auch die zeitgenössische Beliebtheit der „Nierenform“ erkennen lassen. Die Betontreppen, die von einem halbrunden Wärmehäuschen zu Füßen des „Turmes“ hinaufführen, folgen der Krümmung der Bodenwanne und liegen dieser auf, werden also gestalterisch kaum wirksam. Auch die drei in jener Zeit üblichen, horizontalen Anlaufebenen, von denen jeweils eine Wandöffnung hinaus zur Anlaufbahn führte, sind nicht als eigenständige Elemente in die Gestaltung integriert, sondern als aussteifende Betonplatten zwischen den Wangen gespannt, wodurch sie die „Nieren-Öffnungen“ am Kopf der Schanze durchschneiden.

Es ist dies freilich die einzige gestalterische Ungeheimtheit in der ansonsten virtuos die Belange von Material, Statik und Funktion verbindenden Gesamtkonzeption. Die gestalterische Idee der St.-Georgs-Schanze ist umso höher zu bewerten, als der Architekt Gladen kaum auf Vorbilder zurückgreifen konnte. Zwar fühlt man sich an Sprungtürme oder – ähn-

licher noch – Rutschen von Freibädern oder Kinder-spielplätzen erinnert, für Sprungschancen aber ist die Lösung höchst originell. Die Lehrbücher der Zeit boten neben den generellen Abhandlungen zu Schanzenprofilen in ihren Beispielsammlungen überwiegend realisierte Schanzenkonstruktionen in – den alten Holzkonstruktionen ähnlichen – Stahlgerüst- und dabei hauptsächlich Stahlrohr-Bauweisen. Eines der wenigen damals bereits publizierten Beispiele aus Stahlbeton, die Schanze von 1952 am Holmenkollen, bestand aus einem schlicht rechteckigen und weitgehend geschlossenen Turm mit angehängter Anlaufbahn, die angesichts ihrer enormen Länge auf vier Paaren V-förmig sich spreizender Betonstützen ruht. Unzweifelhaft kannte Fritz Gladen allerdings die damals bekannteste deutsche Schanze, den Neubau von 1950 in Garmisch: Das halbrunde Wärmehäuschen zu Füßen des Schanzenturmes wiederholt er identisch und auch der elegante Bogen in der Verbindung von Anlauf und Turm dürfte inspirierend gewirkt haben. Bei der Garmischer Schanze handelt es sich jedoch um eine Stahlkastenkonstruktion, der Anlaufurm steht vertikal und die drei Anlaufebenen sind zentrales gestaltetes Element eines ausgeprägten Schanzenkopfes. Die Mehrheit der zahlreichen neuen Stahlbetonschanzen der späten 1950er und 60er Jahre folgte dieser tradierten Anlageform, wofür exemplarisch auf die zeitgleich mit Winterberg entstandene Hans-Renner- bzw. Rennsteig-Schanze in Oberhof als größter Schanze der DDR verwiesen sei: Der durch die Stahlbetonbauweise mögliche elegante Schwung wird dort für einen pilzförmig zum Fußpunkt sich verjüngenden Anlaufurm eingesetzt. Gerade die völlige Geschlossenheit des Entwurfes als Großform hat bei der Winterberger Schanze allerdings jegliche bauliche Anpassungen erheblich erschwert, wie sie durch Veränderungen des Sprungstils und des Reglements, vor allem aber für den Erhalt oder gar die Steigerung der Attraktivität als Zuschauermagnet in rascher Folge eigentlich notwendig gewesen wären und bei vielen anderen nationalen und internationalen Schanzen vollzogen wurden. Nachdem zu Beginn der 1980er Jahre die FIS die Zulassung als A-Schanze entzogen hatte und das Wahrzeichen Winterbergs nurmehr als Aussichtsturm fungierte, erfolgten zwischen 1995 und 2001 Umrüstungen durch die Stadt Winterberg als nunmehriger Eigentümerin.

Um einen Ganzjahresbetrieb zu ermöglichen, wurde die Anlaufspur mit Keramikbahnen und die Aufsprungbahn bis hinunter zum Gegenhang mit Matten belegt sowie eine Berieselungsanlage installiert. Durch Bodenauftrag im Aufsprung und –abtrag im Auslauf wurde das Schanzenprofil von K 70 auf K 80 modifiziert, um größere Weiten zu ermöglichen; den Schanzenrekord hält nunmehr seit 26.08.2000 Manuel Fettner mit 89,5m.

Für das Schanzenbauwerk selbst ergab sich die größte Veränderung daraus, dass die drei Anlaufebenen mit den Aussprungsöffnungen nicht mehr zulässig sind. Das neue System mit Startbalken („Happle-Prinzip“) machte eine Verbreiterung der Anlaufbahn von

2,50m auf 4,05m notwendig; ein Teil der Seitenwange der Schanze musste im oberen Bereich entfernt (wozu man die der Hauptansicht abgewandte Nordseite wählte) und der alten Schale eine zusätzliche und breitere Betonplatte mit neuem Betongeländer aufgegossen werden. Man verschloss die alten Aussprungsöffnungen und baute oben eine neue, vierte horizontale Platte ein, wodurch sich der Anlauf um 4m verlängerte. Bereits einige Jahre zuvor hatte man an Stelle des Wärmehäuschens einen deutlich größeren Baukörper für eine Gaststätte errichtet, wobei das talseitige Halbrund wieder aufgenommen wurde. Neu errichtet bzw. ergänzt wurden auch eine Anlage zur Weitemessung und eine Ampelanlage als Signalgeber für die Springer, ein Unterstand für die Trainer sowie der Sprungrichterturm, wobei hier ebenso wenig Gestaltungswillen erkennbar wird wie bei den sonstigen zugehörigen Einrichtungen: Die Zuschauer müssen sich mit Erdaufschüttungen am Auslauf- und am Gegenhang und die Springer mit dem allgemeinen Sessellift zum Fuß des Anlaufturmes begnügen.

Der Denkmalschutz kann sich also auf die im Kern nur mäßig veränderte Grundkonstruktion der St.-Georg-Schanze beschränken. Es sind jedoch auch weiterhin diese einprägsame Großform selbst sowie ihre Lage auf einer Bergkuppe über einem nicht besonders tiefen Tal, die trotz allem eine Rückkehr der Schanze in den Terminplan der großen Events verhindern. Die Unmöglichkeit, in den gebogenen Anlaufurm einen heute obligatorischen Aufzug einzubauen, ist dabei noch die geringste Schwierigkeit. Das eigentliche Problem stellen die begrenzten Sprungweiten dar. Zwar steht Winterberg auf dem Fahrplan von Sprungkonkurrenzen der Jugend, der Nordischen Kombinierer und der Mattenspringer, jedoch sind die für die zuschauer- und fernsehrächtigen Spezialspringen heute üblichen Weiten in Winterberg nicht zu erzielen. Selbst wenn sich die dafür benötigte längere Anlaufspur durch einen Umbau der St.-Georgs-Schanze technisch und ökonomisch realisieren ließe, was freilich zu schweren Eingriffen in Konstruktion und Gestalt führen müsste, würde sich verschärft das Problem stellen, dass dann der Auslauf zu kurz wäre. So denken Skiklub und Stadt heute über eine zusätzliche, neue Großschanze nach, damit der Name Winterberg zukünftig wieder in einem Atemzug genannt werde beispielsweise mit Innsbruck oder dem nahe gelegenen Willingen, wo jüngst Schanzenneubauten mit einer formalen Prägnanz entstanden (beide 2001 nach Entwurf von Zaha Hadid [Bergiselschanze] bzw. Pahl + Pahl-Weber [Mühlenkopfschanze]), denen gegenüber die St.-Georg-Schanze deutlich als Monument einer abgeschlossenen architekturgeschichtlichen Epoche erscheint.

#### Quellen und Literatur

Bärbel Michels, Wintersport im Sauerland in früherer Zeit. Brilon 1989. – Bauakte der Schanze in der Bauaktenkammer des Hochsauerlandkreises. – W. Krause, Skisprungschancen einst und jetzt. Etwas Technik – leicht verständlich, in: Der Winter 54, 1966, H. 4, S. 3–4. – Rudolf Ortner, Sportbauten. Anlage, Bau, Ausstat-

tung. München 1953, S. 67, 250–256. – Christine Walther, Skispringen in Winterberg. Die Bedeutung einer Sportart für die Entwicklung einer Gemeinde, in: Jahrbuch HochSauerlandKreis 2003, S. 41–55. – [www.schanzenfotos.de](http://www.schanzenfotos.de). – [www.skisprung-schanzen-archiv.de](http://www.skisprung-schanzen-archiv.de).

Bildnachweis

Reproduktion: Bauakte der Schanze in der Bauaktenkammer des Hochsauerlandkreises: 3. – Christine Walther, Skispringen in Winterberg. Die Bedeutung einer Sportart für die Entwicklung einer Gemeinde, in: Jahrbuch HochSauerlandKreis 2003, S. 47: 2. – Westfälisches Amt für Denkmalpflege: 1 (Spohn).

## In memoriam

### Karl Eugen Mummenhoff (\* 17. 4. 1920 † 30. 5. 2005)



Wenige Wochen nach seinem 85. Geburtstag starb in seiner Heimatstadt Münster Professor Dr. Karl Eugen Mummenhoff, der profilierteste Kenner des Profanbaues in Westfalen.

Mummenhoff erlebte Kindheit und Schulzeit in Münster, einer Stadt, die damals dank der unzerstörten Fülle ihres stattlichen Baubestandes zu Recht zu den schönsten des Reiches gezählt wurde. Während seiner Gymnasialzeit erschienen die ersten Bände des monumental Inventarwerks der Stadt Münster aus der Feder von Max Geisberg. Die Stadt selbst, das Werk und die stadtbekannteste Persönlichkeit des Autors beeindruckten den Schüler tief und beförderten den Entschluss, Kunstgeschichte zu studieren.

Indes schloss sich an das Abitur im Frühjahr 1939 zunächst die Einberufung zum Reichsarbeitsdienst an, und im Januar 1940 folgte der Kriegsdienst. Als Flakartillerist und Waffenwart einer Funkmess-Einheit war Mummenhoff in Norddeutschland und an der Ostfront eingesetzt; er erlebte am 16. Januar 1945 die Zerstörung der Stadt Magdeburg und – aus geringer Entfernung am Dortmund-Ems-Kanal – die endgültige Zertrümmerung Münsters am Palmsonntag (25. März) 1945 mit. Eine Woche danach überrollte die Front die kleine Truppe am Kanal und übersah sie. Mummenhoffs Korrektheit nötigte ihn, sich den Amerikanern zu stellen; er kam als Kriegsgefangener nach Frankreich, das ihn – der als Soldat

nie in Frankreich gewesen war – dreieinhalb Jahre in einem Lager bei Poitiers festhielt. Für Landarbeit und Straßenbau taugte der schwächliche, junge Mann kaum; dank seiner guten Französisch-Kenntnisse avancierte er schließlich zum Lagerdolmetscher (mit gelegentlicher Freigang-Erlaubnis zum Studium der Kirchenbauten in Poitiers).

Ausgebombt und mittellos, mit nichts als seinem Entlassungsschein in der Tasche, fing Mummenhoff im Herbst 1948, neuneinhalb Jahre nach dem Abitur, von vorn an und lebte bis Ende 1956 von Hilfsdiensten im münsterschen Landesmuseum, u.a. als Diaschieber bei Vorträgen.

Vom Sommer 1949 bis zum Sommer 1956 studierte er in Münster Kunstgeschichte, Klassische Archäologie sowie Vor- und Frühgeschichte. 1956 wurde er mit der Dissertation „Die Profanbaukunst im Oberstift Münster von 1450 bis 1650“ promoviert; seine umfangreiche und wegweisende Arbeit erhielt den Fakultätspreis der Universität und wurde 1961 als 15. Sonderheft der Zeitschrift „Westfalen“ publiziert. Mummenhoff beackerte mit ihr Neuland; denn die Profanbauten Westfalens waren – außer dem von Geisberg inventarisierten Baubestand der Stadt Münster – so gut wie unerforscht und zu guten Teilen unbekannt. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Genauigkeit beschrieb und ordnete er den reichen Bestand an Bürgerhäusern und Herrnsitzen und wurde so zum besten Kenner des westfälischen Profanbaues. Mummenhoffs Arbeit ist bis heute nicht überholt und unentbehrlich.

Die vorzügliche Dissertation trug Mummenhoff ein Fortbildungstipendium des Landes Nordrhein-Westfalen am Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München ein, das er von Januar 1957 bis April 1958 zu gründlichen Studien des süddeutschen Profanbaues nutzte. Ein Werkvertrag zur wissenschaftlichen Katalogisierung und Neuordnung der zahlreichen barocken Baumeisterzeichnungen in den Beständen des münsterschen Landesmuseums schloss sich 1958/59 an, und seit 1959 war er – zunächst auf Werkvertragsbasis, seit 1965 in fester Anstellung – im Westfälischen Amt für Denkmalpflege in der Abteilung Inventarisierung tätig. Nach dem Denkmalpflegebericht für die Jahre 1953–1961 (Westfalen

41, 1963) entstand seit 1965 in jahrelanger Sammel- und Redaktionsarbeit das umfassende „Kriegsschadenbuch“ (Die Baudenkmäler in Westfalen. Kriegsschäden und Wiederaufbau, Dortmund 1986), das zum ersten Mal in der Bundesrepublik ein wichtiges Kapitel der Nachkriegs-Kulturgeschichte systematisch darstellte und sichtbar machte.

Um und nach 1970 nötigte die ausufernde Abriss- und Neubauwelle in den Städten zur Begehung der größeren Stadtkerne und zur Schnellerfassung der wichtigen, bis dahin weitgehend unbekanntem Profanbauten. Diese „wissenschaftlichen Notschlachtungen“ (so Landeskonservator Dietrich Ellger) wurden auch auf die kleineren Städte ausgedehnt, führten schließlich zur flächendeckenden Erfassung des erhaltenswerten Kulturguts in Westfalen und waren ein wesentlicher Beitrag zur Vorbereitung des 1980 erlassenen Denkmalschutzgesetzes für Nordrhein-Westfalen. Bei fast jeder Art von Wetter trabten Mummenhoff und jüngere Kolleginnen oder Kollegen, mit Kamera, Schreibblock und Grundkarte ausgerüstet, systematisch durch die Städte und notierten alles Wichtige oder Auffällige. Der wissenschaftliche, nicht der denkmalpflegerische Ertrag war letztlich gering; die Aktionen verschafften aber den Beteiligten zumindest eine recht solide Orts- und Objektkenntnis, unterfüttert durch Mummenhoffs stupendes Wissen, mit dem er nicht hinter dem Berge hielt. Der Stadtkern-Inventarisierung fiel ein eigenes, in den Vorarbeiten schon recht weit gediehenes Projekt für einen Band der Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Dortmund zum Opfer – ein Zurückstecken, das Mummenhoff außerordentlich schwer gefallen ist.

1972 folgte Karl Eugen Mummenhoff dem früh verstorbenen Hans Thümmler in der Leitung der Inventarisierung. Lange vorher, seit 1962, war er, der Wasserburgen-Kenner par excellence, der 1958 das mehrfach neu aufgelegte Erfolgsbuch „Wasserburgen in Westfalen“ in der roten Westfalen-Reihe des Deutschen Kunstverlags herausgebracht hatte, Mitglied des Colloque Château-Gaillard (des Internationalen Forschungs-Unternehmens für mittelalterlichen Burgen- und Festungsbau), und von 1963 bis 1973 war er die unentbehrliche „rechte Hand“ Hans Thümmlers als Schriftführer der Gesellschaft zur Herausgabe des Dehio-Handbuchs.

Neben dem frühen, in seiner Dissertation behandelten Profanbau galt Mummenhoffs Interesse stets auch der Baukunst des Barock in Westfalen, vor allem dem Wirken der Brüder Gottfried Laurenz und Peter (d.J.) Pictorius und ihres Kollegen Johann Conrad Schlaun. Ihren Anteil an Planung und Ausführung von Schloss Nordkirchen hatte er 1975 in seinem „Nordkirchen“-Buch dargestellt; die Feinarbeit bei der Auswertung des reichhaltigen Nordkirchener Archivs hat ihn in den letzten Dienstjahren und nach der Pensionierung 1984 beschäftigt, zum Abschluss gekommen ist sie leider nicht. Ungedruckt geblieben ist auch ein Aufsatz zur Ikonographie des münsterschen Residenzschlosses, den er 1990 konzipiert hatte.

Karl Eugen Mummenhoff war ein fleißiger, stiller

und äußerst gewissenhafter Arbeiter. Eigentlich waren ihm Ansammlungen von mehr als sechs Leuten ein Gräuel – kein Wunder bei einem emsigen Gelehrten, der nach der Schule fast zehn Jahre lang mit Hunderten von Leuten zubringen musste, deren Gesellschaft er sich nicht ausgesucht hatte. Das heißt freilich nicht, dass er sich einer Verantwortung entzog, wenn er gebraucht wurde: Seit 1968 war er Mitglied der Historischen Kommission für Westfalen; von diesem Jahr bis 1984 nahm er einen Lehrauftrag für Geschichte der Baukunst am Kunstgeschichtlichen Institut der Ruhr-Universität Bochum wahr, was 1972 die wohlverdiente Ernennung zum Honorarprofessor zur Folge hatte. In diesen Bochumer Jahren hat Mummenhoff eine Reihe beachtlicher Dissertationen zur westfälischen Architektur ange-regt, beraten und betreut.

Seit 1978 war Mummenhoff Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftspflege e.V., die die erste Erfassung historischer Gärten in Westfalen anregte. Seit 1979 war Mummenhoff im Beirat, danach im Vorstand des Vereins für Geschichte und Altertumskunde aktiv, seit 1982 wirkte er tatkräftig im Vorstand des Fördervereins für das Stadtmuseum Münster e.V. mit, einer Neugründung, deren Gedeihen ihm sehr am Herzen lag.

Auch wenn Karl Eugen Mummenhoff aus gegebenem Anlass in beeindruckender Weise „grässig“ erscheinen konnte, so war er doch alles andere als miesepetrig oder sonst „besser nicht ansprechbar“. Im Gegenteil: Im täglichen Umgang pflegte er den reichen Schatz seines Wissens freundlich und freigebig zu verteilen. Davon haben nicht nur die zahllosen Teilnehmer seiner ebenso zahllosen Wasserburgen-Führungen im Münsterland profitiert, sondern vor allem die jüngeren, nicht aus Münster oder Westfalen stammenden Kollegen. Zudem war er keineswegs ungesellig. Privat war er Mitglied im „Dicke-Wiewer-Peter“ und in der Gesellschaft „Vergnügtes Krokodil“, die sich beide der Abwehr tierischen Ernstes widmen, und im Amt ergaben sich vielerlei Gelegenheiten, bei denen er einen ganzen Sack voll Geschichten, Anekdoten und „Dönekes“ zum Besten geben konnte. Vieles an Freundlichkeit, Wärme und Mitmenschlichkeit entzieht sich der Darstellung. Der Autor hofft, seinem verehrten Kollegen halbwegs gerecht zu werden, und fühlt sich dennoch in vieler Hinsicht in seiner Schuld.

In den letzten Jahren hatten mancherlei Gebrechen und Unfälle Karl Eugen Mummenhoffs Beweglichkeit und Bewegungsfreiheit stark eingeengt, sehr zu seinem Missfallen. Er ertrug dies mit bemerkenswertem Gleichmut und eigenem Humor und erfreute sich seines klaren Kopfes. Er starb wie er lebte – ohne Aufhebens von seiner Person zu machen. Am 30. Mai 2005 wachte er morgens nicht mehr auf. R. I. P.

Ulf-Dietrich Korn

Die Bibliographie Karl Eugen Mummenhoffs wird in der kommenden Ausgabe dieser Zeitschrift erscheinen.

## 2. Westfälischer Tag für Denkmalpflege 2006 in Soest

Das Westfälische Amt für Denkmalpflege richtet am 19. und 20. Mai 2006 mit freundlicher Unterstützung der Stadt Soest zum zweiten Mal den Westfälischen Tag für Denkmalpflege aus. Das Motto der im zweijährigen Turnus an wechselnden Orten stattfindenden Veranstaltung lautet diesmal: „Außenhaut und Innenleben – Restaurierung von Architekturoberflächen und historischer Ausstattung“. Im Mittelpunkt des Denkmaltages stehen damit restauratorische Problemstellungen rund um die Instandsetzung von Natursteinfassaden, die Erforschung und Konservierung von Wandmalerei und die Erhaltung von wandfestem und beweglichem Inventar von Baudenkmalern.



1 Lippstadt, Große Marienkirche, mit Westturm im neuen Putz- und Farbleid (1. Bauabschnitt).



2 Soest, Brunsteinkapelle, Umnutzung als Künstleratelier.

Der 2. Westfälische Denkmaltag will keine Fachtagung für Restauratoren sein, sondern wendet sich in erster Linie an Denkmaleigentümer, Denkmalpfleger, Architekten, Ehrenamtliche, Mitarbeiter von öffentlichen Verwaltungen und kirchlichen Institutionen sowie die interessierte Öffentlichkeit. Restauratorische Fragen werden nicht nur aus technologischer Sicht, sondern eingebettet in ihre denkmalpflegerischen Bedingungen und Auswirkungen allgemeinverständlich dargestellt. Die Tagung soll unterschiedliche Erhaltungskonzepte zur Diskussion stellen und allen Interessierten Informationen und Richtlinien zum pflegenden Umgang mit wertvoller historischer Substanz von Bau- und Kunstdenkmälern geben. Der Kreis der Referenten umfasst daher neben Restauratoren auch Kunsthistoriker, Architekten und Konservatoren, sowohl aus dem Westfälischen Amt für Denkmalpflege als auch aus externen Institutionen. Ergänzend zu der eintägigen Vortrags- und Diskussionsveranstaltung werden am folgenden Tag Exkursionen unter fachkundiger Führung angeboten.

Die Themenauswahl des Denkmaltages deckt sich mit einigen Hauptarbeitsgebieten des Fachreferats Restaurierung des Westfälischen Amtes für Denkmalpflege, dessen forschende und beratende Tätigkeit in einem einleitenden Beitrag kurz vorgestellt werden wird. Die drei dann folgenden Vortragsblöcke sind aktuellen und besonders brisanten Problemen gewidmet.

Um die Instandsetzung von Natursteinfassaden insbesondere der orts- und stadtbildprägenden Kirchen entstehen oft heftige kontroverse Diskussionen, die sich allzu schnell allein auf die Frage Natursteinsichtigkeit oder Verputzen bzw. Schlämmen der Oberflächen zuspitzen. Konservatorische Gründe spielen dann bei der Entscheidung für ein Konzept letztlich oft nur noch eine untergeordnete Rolle. Durch Aufzeigen der zahlreichen unterschiedlichen Lösungsmöglichkeiten soll ein Beitrag zur Versachlichung der Diskussion geleistet werden.

Wie die Fassaden bedarf auch die innere Haut des Baudenkmals ständiger Pflege und restauratori-



3 Salzkotten, Dreckburg, Wandmalerei „Jungbrunnen“, noch unrestauriert mit Übermalungsresten und Fehlstellen (Ausschnitt).

scher Aufmerksamkeit, zumal wenn sie mit kostbarer Wandmalerei geschmückt ist. Die Architekturgebundenheit dieser Dekorationsform an der Nahtstelle von Außen- und Innenklima bedingt zahlreiche komplexe Schadensbilder, die oft zur existentiellen Bedrohung werden. Konservierungs- und Restaurierungsmaßnahmen sind entsprechend aufwändig und teuer. Um so mehr lohnen sich rechtzeitige Vorsorge und intensive Erforschung des Bestands.

Obwohl in der schützenden Gebäudehülle geborgen, ist auch das Inventar von Baudenkmalern durch nutzungsbedingte raumklimatische Einflüsse bedroht. Selbst Gegenstände aus dem vermeintlich so dauerhaften Metall können empfindlich darunter leiden. Weitere Gefährdungen entstehen durch veränderte Nutzungsansprüche und Geschmackswandel. Im kirchlichen Bereich lassen liturgische Neuorientierung oder gar die Aufgabe und Umnutzung von Kirchen zunehmend einzelne Ausstattungsstücke oder das komplette Inventar überflüssig werden. Nicht wieder gutzumachende Verluste gilt es durch geeignete Strategien abzuwenden.

Bedingt durch die thematische Ausrichtung des diesjährigen Denkmaltages stehen Kirchengebäude und ihre Ausstattung im Fokus der Betrachtung. Profane Baudenkmalern werden jedoch auch immer wieder angesprochen und bei den Exkursionen besichtigt. Mit der einmal getroffenen Themenwahl war Soest als Tagungsort gleichsam prädestiniert, zeichnen sich Stadt und Hellwegregion doch durch eine besonders hohe Dichte entsprechend aussagekräftiger und bedeutender Denkmäler aus. Die Exkursionen tragen dieser regionalen Begrenzung aus praktischen Gründen Rechnung, die Vorträge behandeln jedoch über die Region hinaus bedeutsame denkmalpflegerische Fragen und berücksichtigen auch außerhalb liegende Objekte. Die Tagung richtet sich ausdrücklich an Interessenten aus ganz Westfalen.



4 Dortmund, Petrikerche, Antwerpener Schnitzaltar, Figur mit Klimaschäden: abblätternde ursprüngliche Vergoldung.



5 Soest, Kirche Alt St. Thomae, Musterfelder von 1987 am Westturm: Putz verschiedener Stärke, Schlämme, Anstrich. Aktueller Zustand nach langjähriger Bewitterung.

Weitere Informationen und Anmeldung bei:  
 Dr. Dirk Strohmann, Tel.: 0251/591 4061; E-Mail: d.strohmann@wl.org  
 Dipl.-Restaurator John Farnsworth, Tel.: 0251/591 4048; E-mail: j.farnsworth@wl.org  
 Westfälisches Amt für Denkmalpflege, Fürstenbergstr. 15, 48133 Münster  
[www.denkmalpflege-westfalen.de](http://www.denkmalpflege-westfalen.de)

## Programm

Freitag, 19. Mai 2006

9.30 Uhr bis 18.00 Uhr

Vorträge im Blauen Saal des Soester Rathauses, Rathausstraße 9

- Begrüßung
- Einführung (Landeskonservator/in)
- Das Restaurierungsreferat des Westfälischen Amtes für Denkmalpflege stellt sich vor: Amtliche Aufgaben und beratende Dienstleistungen für Denkmaleigentümer, Untere Denkmalbehörden und Restauratoren (Dipl.-Restaurator John Farnsworth, Dipl.-Restaurator Leonhard Lamprecht, Restaurator Beat Sigrist, Dr. Dirk Strohmann, Dipl.-Restauratorin Brigitte Vöhringer; alle Wafd)

Themenblock: Natursteinfassaden

- Naturstein, Schlämme oder Putz – Sanierungskonzepte für westfälische Natursteinfassaden im historischen Überblick (Dr. Dirk Strohmann, Wafd)
- Denkmalpflege an Natursteinfassaden im ev. Kirchenkreis Soest/Arnsberg – Rückschau und Perspektiven (Dipl.-Ing. Dirk Pieper, Ev. Kreiskirchenamt Soest/Arnsberg)

Themenblock: Wandmalerei

- Erforschung, Dokumentation und Präsentation frühmittelalterlicher Wandmalereien in Westfalen am Beispiel der Klosterkirche Corvey (Dr. Anna Skriver, Köln)
- Der Katharinenzyklus im Nordchor der Soester Hohnkirche: Der restauratorische Befund und die Schadensbilder (Prof. Adrian Heritage, Britta Fin-

sterbusch, Katja Harmeling, Fachhochschule Köln, Institut für Restaurierungs- und Konservierungswissenschaft)

Themenblock: Historische Ausstattung

- Geordneter Rückzug statt Kahlschlag – Plädoyer für einen besonderen Umgang mit Kirchengeschichte in schwierigen Zeiten (Prof. Dr. Christoph Stiegemann, Erzbischöfliches Diözesanmuseum Paderborn)
- Restaurierung von Ausstattungsstücken aus Metall (Restaurator Stephan Brunnert, Westfälisches Museumsamt)

20.00 Uhr

Orgelkonzert in der ev. Andreaskirche in Soest-Ostönen (Dr. Wolf Kalipp, Musikhochschule Hannover)

Samstag, 20. Mai 2006

9.00 Uhr bis ca. 17.00 Uhr

Exkursionen

- Soest (Schwerpunkte: Wandmalerei, Glasmalerei, Fassaden)
- Soest, Dortmund (Schwerpunkte: Ausstattung, Raumklima, Umnutzung)
- Bad Sassendorf, Salzkotten, Paderborn (Schwerpunkte: Fassaden, profane Wandmalerei)

Bildnachweis

Westfälisches Amt für Denkmalpflege: 1 (Nieland), 2, 4, 5 (Dülberg), 3 (Farnsworth)

# Neuerwerbungen der Bibliothek in Auswahl

**Der Brückenbau:** Zentralorgan für Straßen- u. Eisenbahnbrücken, Fußgänger-, Kanal- u. Gerüstbrücken; Zeitschrift für Entwurf u. Berechnung, konstruktive Durchbildung, Fundierung, Bau und Unterhaltung von Holz-, Stein-, Eisen-, Beton- und Eisenbetonbrücken. – Heidelberg: Fachpr., 1.1912, März – 12.1923, 9/10

Mit der Zeitschrift „Der Brückenbau“ wurde 1912 ein Fachblatt gegründet, das „ein Gebiet der Ingenieurtechnik zusammenfassend darzustellen [beabsichtigt], in welchem von jeher die Fortschritte in Theorie und Praxis am auffälligsten in Erscheinung getreten sind“. Ziel der Berichterstattung war es, über alle Bauarten gleichberechtigt zu berichten. Weiterhin informieren verschiedene Rubriken über nationale und internationale Brückenbauprojekte. Interessant sind heute neben den wissenschaftlichen Aufsätzen und der Zeitschriftenschau insbesondere die Hinweise auf Bauprojekte zwecks „Gelegenheit zur Anknüpfung von Geschäftsverbindungen“. So berich-

tet Heft 4 (1912) aus der Region Westfalen beispielsweise über die Geschichte und den Abriss der steinernen Lennebrücke in Altena aus dem Jahre 1698 und die Planungen für das neue Projekt.

**Pfammatter, Ulrich:** In die Zukunft gebaut: Bautechnik- und Kulturgeschichte von der Industriellen Revolution bis heute / Ulrich Pfammatter. – München [u.a.]: Prestel, 2005. – 323 S.: Ill., graph. Darst. ISBN 3-7913-3334-8

Seit dem Bau der Iron Bridge in Coalbrookdale im Jahr 1775, den Ulrich Pfammatter als „erste multidisziplinäre Manifestation“ der Industriellen Revolution bewertet, haben Architektur und Ingenieurbau sich entscheidend verändert. Die industrielle Produktion stellte neue Anforderungen an die Architektur und entwickelte zur Realisierung gleichzeitig neuartige Baustoffe und Bautechniken. Neue Bauaufgaben und deren Umsetzung bedingen sich: Materialien und Technologien aus aufremden Bereichen müssen von der Architektur in Bautechniken „übersetzt“ werden.

Ausgehend von dieser Prämisse stellt das Buch in sechs Kapiteln mit ca. 100 Fallbeispielen die Geschichte des Bauens im Kontext technischer und kultureller Aspekte vor.

**Materialästhetik:** Quellentexte zu Kunst, Design und Architektur / Hrsg. von Dietmar Rübel ... – 1. Aufl. – Berlin: Reimer, 2005. – 349 S. ISBN ·3-496-01335-4

Gleichsam als materialreiche Ergänzung zum vorherigen Titel kann diese Veröffentlichung genutzt werden. Die kommentierte Quellensammlung stellt über 120 Texte aus den Bereichen Kunst, Design und Architektur vor, die sich vor allem mit der sozialen und ästhetischen Bewertung und Rolle des Materials auseinandersetzen. Die Texte sind zehn Kapiteln zugeordnet, welche einen zeitlichen Querschnitt der unterschiedlichen Positionen zur Materialbewertung geben. Zu finden sind beispielsweise Texte von Johann Wolfgang von Goethe, John Ruskin, Friedrich Theodor Vischer, Gottfried Semper, Alois Riegl, Cornelius Gurlitt, Jean-Paul Sartre oder Joseph Beuys. Neben weiterführender Literatur gibt es ein Materialregister, welches die Quellenedition ausführlich erschließt.

**Architektur der Wunderkinder:** Aufbruch und Verdrängung in Bayern 1945 – 1960; [anlässlich der Ausstellung „Architektur der Wunderkinder ...“ des Architekturmuseums der TU München in der Pinakothek der Moderne 3. Februar bis 30. April 2005] / hrsg. von Winfried Nerdinger ... Architekturmuseum der Technischen Universität München. [Autorinnen und Autoren der Aufsätze: Inez Florschütz ...]. – Salzburg [u.a.]: Pustet, 2005. – 358 S.: zahlr. Ill. ISBN ·3-7025-0505-9

Der Titel von Publikation und Ausstellung spielt an auf den Film „Wir Wunderkinder“, in dem schon 1958 satirisch zugespitzt die diametralen Positionen im Nachkriegsdeutschland thematisiert wurden: Einerseits die Forderung nach einem absoluten Neuanfang in der „Stunde Null“ und im Gegensatz dazu die Hervorhebung von Kontinuitäten zwischen NS-Zeit und der jungen Bundesrepublik.

In der Auseinandersetzung der Nachkriegsarchitektur mit dieser Polarisierung entwickelte sich ein Spektrum zwischen radikalem Neubeginn und weitreichender Rekonstruktion. Der bauliche Wiederaufbau in diesem Spannungsfeld wird exemplarisch am Bundesland Bayern dargestellt. Über zweihundert ausgewählte Bauten und Planungen illustrieren das Thema im Kontext der Entwicklung in Westdeutschland. Es wird deutlich, dass Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre unsere heutigen Städte stärker gestaltet haben, als allgemein bekannt ist.

Daraus resultieren, neben den Problemen der anstehenden energetischen Sanierung, die Schwierigkeiten im Umgang mit den Bauten der fünfziger und sechziger Jahre. Die Veröffentlichung weist daraufhin, dass inzwischen zahlreiche Werke als bedroht, wenn nicht sogar als verloren einzuschätzen sind.

**Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler** / begr. vom Tag für Denkmalpflege 1900. Georg Dehio. Fortgef. von Ernst Gall. Neubearb. besorgt durch d. Dehio-Vereinigung (Wiss. Vereinigung zur Fortführung d. Kunsttopograph. Werkes von Georg Dehio e.V.). – München [u.a.]: Deutscher Kunstverl. – Nordrhein-Westfalen, 1. Rheinland / bearb. von Claudia Euskirchen ... – [Neubearb.]. – 2005. – XXX, 1295, 11 S.: Ill., Kt. – ISBN ·3-422-03093-X

Schon die lange bibliographische Angabe zum „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler“ spiegelt ein wenig seine Geschichte wieder: Auf dem ersten „Tag für Denkmalpflege“ im Jahre 1900 in Dresden stellte Georg Dehio einen Entwurf zur Denkmalinventarisierung für das ganze Deutsche Reich vor. Fünf Jahre später, vor genau einhundert Jahren erschien der erste Band des Handbuchs.

Im fünften Band „Nordwestdeutschland“, der 1912 veröffentlicht wurde, beschreibt Georg Dehio die Denkmäler im Rheinland und Westfalen. Seither hat es für beide Regionen mehrere Neubearbeitungen gegeben.

Die Neubearbeitung des Bandes Nordrhein-Westfalen 1 „Rheinland“ ist aktuell im Jubiläumsjahr erschienen. Neben den Denkmälern der Sakral- und Herrschaftsarchitektur berücksichtigt die neue Auflage – entsprechend dem veränderten Denkmalbegriff – auch Industrie- und Verkehrsbauten, städtebauliche Ensembles sowie Baudenkmale der fünfziger und sechziger Jahre.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, dass auch der Band „Westfalen“ zur Zeit neu bearbeitet wird. Ein genaues Erscheinungsdatum kann noch nicht genannt werden, sicher ist aber schon heute, dass die neue Ausgabe umfangreicher sein wird, als die derzeitige Fassung.

**Geowissenschaften und Denkmalpflege:** Bauwerkskartierung, Natursteinverwitterung, Konservierungsstrategien; mit 33 Tab. / hrsg. von Siegfried Siegesmund ... – Stuttgart: Schweizerbart, 2005. – 238 S.: zahlr. Ill. und graph. Darst. – (Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Geowissenschaften.; 156,1)

und

**Stein:** Zerfall und Konservierung / hrsg. von Siegfried Siegesmund ... – [Leipzig]: Ed. Leipzig, 2005. – 311 S.: zahlr. Ill., Kt., graph. Darst. ISBN ·3-361-00593-0

Steine sind seit Jahrtausenden der Inbegriff für Haltbarkeit und Beständigkeit. Als Baumaterial für unzählige unserer heutigen Bau- und Kunstdenkmäler verwendet, schienen die Objekte unvergänglich zu sein. Zunehmende Luftschadstoffe, Witterungseinflüsse und die Unverträglichkeit mit modernen Baustoffen führten zu gravierenden Schäden. Seit den 1970er Jahren gibt es wissenschaftliche Forschungen zu Ursachen und Schadensbehebung. Über den aktuellen Stand der Natursteinrestaurierung informieren beide Veröffentlichungen durch Grundlagenartikel zu den

Aspekten „Umweltbelastung, Verwitterung, Konservierung und Arbeitsmethodik“. Viele Fotos, Graphiken und Tabellen illustrieren die Ausführungen. Internationale Fallbeispiele geben Einblick in spezifische Erhaltungsprobleme und entsprechende Restaurierungsmaßnahmen.

**EIN-AN-UM – Häuser mit Zukunft** / Hrsg. Fachhochschule Potsdam. Bernd Albers; Carsten Becker; Matthias Menger. – Berlin: Braun, 2005. – 93 S.: zahlr. Ill., graph. Darst., Kt. ISBN ·3-935455-88-7

„EIN-AN-UM“ ist ein interdisziplinäres Forschungsprojekt an der Fachhochschule Potsdam, das sich mit der Entwicklung von architektonischen und wirtschaftlichen Konzepten für nicht mehr genutzte Gebäude beschäftigt. Für sie sollen neue Nutzungen und Funktionen entwickelt werden. Die Veröffentlichung stellt Fallstudien zu Berliner Industriebauten vor, für die bereits ein Nachnutzungs-Konzept erstellt wurde.

**Das Wohnhaus im Ruhrkohlenbezirk vor dem Aufstieg der Großindustrie** / Albert Lange. – Repr. der Orig.–Ausg. 1942 / aktualisiert und mit einer kommentierten Einf. vers. von Christoph Dautermann ... – Mainz am Rhein: von Zabern, 2005. – XXX, 233 S., S. XXXI – XLIV: zahlr. Ill., Kt. – (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen-; 38). ISBN ·3-8053-3562-8

Es handelt sich um den Reprint eines Buches, das gleichwohl noch nie allgemein greifbar war. Die auslieferungsfertige erste Auflage wurde im Jahr 1942 ein Raub der Flammen, eine zweite Auflage ging in den Wirren am Ende des Zweiten Weltkrieges verloren. Herausgeber des Buches war Albert Lange als damaliger Direktor des ‚Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk‘, des späteren ‚Kommunalverbandes Ruhrgebiet‘ und heutigem Regionalverband Ruhrgebiet. Geplant war die ‚Offenlegung der historischen Wurzeln des Bauens und Wohnens‘ im weiten Blick über alle westfälischen und rheinischen Teillandschaften des Ruhrgebietes. In Fotografien und Aufmaßzeichnungen mit einer großen Zahl an Grundrissen und Details etwa von Fenstern, Türen oder Dachausbildungen werden insgesamt über 200 Häuser aus der Zeit vor 1850 dokumentiert. Der hohe Quellenwert der Veröffentlichung für die Regionalgeschichte sowie für die Geschichte des Bauens und Wohnens ergibt sich allein daraus, dass die Mehrzahl der vorgestellten städtischen wie ländlichen Gebäude mittlerweile untergegangen ist. Dieser Zeugniswert gab den Anlass zur Rekonstruktion des Buches aus den fragmentarisch überlieferten Abbildungsvorlagen und aus dem in einem Korrektorexemplar erhaltenen Text. Der Text selbst bietet – bei aller Zeitgebundenheit – einen bis heute noch nicht überholten Überblick über die z.T. kleinregional gebundenen Bau- und Wohnweisen aller Bevölkerungsschichten des (späteren) Ruhrgebiets. Die bis hin zu Schriftbild und Seitenaufteilung möglichst originalgetreue Rekonstruktion des Buches

wurde für den Reprint ergänzt um ein ursprünglich fehlendes Register mit – so weit ermittelbar – den aktuellen Adressen der erhaltenen und den Schicksalen der untergegangenen Objekte seit 1942. Eine Einführung der Neubearbeiter referiert einerseits die jüngere Hausforschung im Ruhrgebiet vom Niederrhein im Westen bis zum mittleren Hellweg im Osten und sucht andererseits das Werk in die Tradition der Hausforschung und in die Forschungssituation seiner Zeit einzuordnen.

Umfassende Informationen über unsere Neuerwerbungen erhalten Sie durch unsere aktuelle Neuerwerbungsliste, die wir monatlich per Email verschicken. Sie können die Liste unter folgender Adresse abonnieren: [sabine.becker@lwl.org](mailto:sabine.becker@lwl.org)  
Öffnungszeiten der Bibliothek:  
Montag – Freitag 8.30 – 12.30 Uhr und  
Montag – Donnerstag 14.00 – 15.30 Uhr.  
Anmeldung wird erbeten.

# Verkäufliche Baudenkmäler



1

Eingeschossige, neoklassizistische Villa mit voll ausgebautem Mansarddach, komplett unterkellert. Ihre Schauseite mit ionisierenden Säulen, Eckerkern und Segmentbogengiebel liegt zum parkartigen Garten mit schönem altem Baumbestand (Südlage).

Im Erdgeschoss großzügig geschnittene Wohnräume mit aufwändiger Ausstattung, Treppenhaus mit Wandvertäfelung und großer farbiger Bleiverglasung, in der Halle Kaminattrappe mit Sandsteinverkleidung. Küche mit Speisekammer und separatem

Zugang von draußen (ehem. Personaleingang). Im Obergeschoss liegen vier Schlafräume, zwei Balkone. Das Gebäude wurde als repräsentatives Wohnhaus des Besitzers, der gegenüber liegenden Brennerei Meier (siehe auch Meiers Krug) errichtet.

Ort: Hille  
Kreis: Minden-Lübbecke  
Adresse: Mindener Str. 72  
Objekt: ehem. Fabrikantenvilla  
Datierung: 1911/12  
Nutzung: z.Zt. leer stehend  
Wohnfläche: ca. 350 qm  
Grundstücksfläche: ca. 3000 qm  
Kosten: Euro 340.000,-

Kontaktadresse:  
Dietrich Nobbe  
Untere Denkmalbehörde der Gemeinde Hille  
Am Rathaus 4  
32479 Hille  
Fon: 0571/4044-26  
Fax: 0571/4044-80  
E-Mail: d.nobbe@hille.de



2

Giebelständiger Fachwerkbau, Mitte des 19. Jh., Wohnteil und Wirtschaftsteil sind unter einem Dach vereint, wenngleich baulich voneinander geschieden. Der Wohnteil ist zur Straße orientiert und voll in zwei Etagen (jeweils Mitte-Längs-Fluren) aufgeteilt, der Wirtschaftsteil mit Quer-Deele ist im hinteren Hausteil angeordnet. Nicht Bestandteil des Baudenkmals sind die Erweiterungen um 3 Gebinde am Rückgiebel sowie ein Anbau im hinteren Bereich der linken Traufwand.

Das Gebäude befindet sich im Denkmalsbereich „Historischer Ortskern Eversberg“, insofern können Stadterneuerungsmittel auch für das äußere Erscheinungsbild der nicht unter Denkmalschutz stehenden Gebäudeteile gewährt werden.

Hervorragend geeignet für Wohnen und nicht wesentlich störendes Gewerbe unter einem Dach. 4 gebrauchsfähige Garagen.

Ort: Meschede  
Kreis: Hochsauerlandkreis  
Adresse: Baumhofstraße 7, 59872 Meschede-Eversberg  
Objekt: Fachwerkgebäude  
Datierung: Mitte 19. Jh.  
Nutzung: bis vor einigen Jahren Wohnnutzung  
Grundstücksfläche: ca. 900 qm  
Kosten: Euro 90.000,- VB

Kontaktadresse:  
Dorothea Gerstgarbe  
Kaiser-Otto-Platz 2  
59872 Meschede  
Fon: 0291/1245

**Leitung**  
Herr Prof. Dr. Grunsky  
Vertreterin: Frau Dr. Quednau -4012  
Vorzimmer: Frau Stumpe -4035 / -4036

	<b>Fachbereich 10</b> <b>Inventarisierung,</b> <b>Bauforschung,</b> <b>zentrale Dienste, Redaktion</b>	<b>Fachbereich 20</b> <b>Praktische Denkmalpflege</b>	<b>Rechtsangelegenheiten</b>	<b>Verwaltung</b>
Gebietszuordnung	Fachbereichsleitung: Frau Dr. Quednau -4012	Fachbereichsleitung: Herr Dr. Borgmann -4070	Frau Gumprecht -4093	Herr Stork (VL) -4051 Frau Decker -4052 Herr Lütke Wenning -3066 Herr Nenzo (TUV) -4090 Frau Wennemann -4046
	<b>Inventarisierung</b>	<b>Gebietsreferate</b>	 <b>Landschaftsverband Westfalen-Lippe</b>  <b>Westfälisches Amt für Denkmalpflege</b>  <a href="http://www.denkmalpflege-westfalen.de">www.denkmalpflege-westfalen.de</a>  <b>Fürstenbergstr. 15</b> <b>48147 Münster</b>  Vermittlung: 0251 / 591 - 01 Durchwahl: 0251 / 591 -	
<i>Münster</i> <i>Kreis Borken</i> <i>Kreis Gütersloh</i> <i>Kreis Herford</i>	Herr Dr. Lammers -4016 Frau Roets -3280 Frau Roets -3280 Herr Dr. Kaspar -4505	<b>REFERAT NORD</b> Herr Dr. Röckener -4081 Frau Dipl.-Ing. Podschadli -4017 Herr Dipl.-Ing. Stöver -4013 1) Frau Dipl.-Ing. Olschewski <sup>1</sup> -4039 2) Herr Dr. Röckener <sup>2</sup> -4081 3) Herr Dipl.-Ing. Stöver <sup>3</sup> -4013		
<i>Kreis Minden-Lübbecke</i> <i>Kreis Steinfurt</i> <i>Kreis Warendorf</i>	Herr Dr. Spohn -4145 Frau Roets -3280 Herr Dr. Kaspar -4505	Frau Dr. Pankoke -5534 1) Frau Dipl.-Ing. Podschadli -4017 2) Herr Dr. Röckener <sup>4</sup> -4081 Herr Dr. Röckener -4081 Verw.-Ang. Frau Lackenbrink -4023		
<i>Bielefeld</i> <i>Dortmund</i> <i>Hamm</i> <i>Kreis Coesfeld</i> <i>Kreis Höxter</i> <i>Kreis Lippe</i> <i>Kreis Paderborn</i> <i>Kreis Soest</i> <i>Kreis Unna</i>	Fr. Herden-Hubertus M.A. -4683 Frau Dr. Quednau -4012 Herr Dr. Gropp -4014 Herr Dr. Lammers -4016 Fr. Herden-Hubertus M.A. -4683 Fr. Herden-Hubertus M.A. -4683 Frau Dr. Niemeyer-Tewes -4011 Frau Herden-Hubertus -4683 Herr Dr. Gropp -4014	<b>REFERAT MITTE</b> Frau Dr. Tillessen -4547 Frau Dr. Pufke -4621 Frau Dr. Pufke -4621 Herr Dr. Reinke -4080 1) Herr Dr. Borgmann -4070 2) Herr Dr. Reinke <sup>5</sup> -4080 Frau Dr.-Ing. Kaiser -4050 Frau Dr.-Ing. Heine-Hippler <sup>1</sup> -4033 Frau Dr. Tillessen -4547 Frau Dr. Pufke -4621 Verw.-Ang. Frau Sodtke -4069		
<i>Bochum</i> <i>Bottrop</i> <i>Gelsenkirchen</i> <i>Hagen</i> <i>Herne</i> <i>Ennepe-Ruhr-Kreis</i> <i>Hochsauerlandkreis</i> <i>Märkischer Kreis</i> <i>Kreis Recklinghausen</i> <i>Kreis Olpe</i> <i>Kreis Siegen-Wittgenstein</i>	Frau Dr. Quednau -4012 Herr Dr. Hanke -5395 Frau Dr. Niemeyer-Tewes -4011 Herr Dr. Gropp -4014 Herr Dr. Hanke -5395 Herr Dr. Lammers -4016 Herr Dr. Spohn -4145 Herr Dr. Gropp -4014 Frau Roets -3280 Herr Dr. Hanke -5395 Herr Dr. Hanke -5395	<b>REFERAT SÜD</b> Herr Dipl.-Ing. Ochsmann -4041 Herr Dr. Karnau -4068 Herr Dipl.-Ing. Ochsmann -4041 Frau Dipl.-Ing. Votteler -4058 Herr Dr. Karnau -4068 Frau Dipl.-Ing. Votteler -4058 Herr Dr. Karnau -4068 Frau Dr.-Ing. Seifen <sup>1</sup> -4047 Herr Dipl.-Ing. Ochsmann -4041 Herr Dipl.-Ing. Ochsmann -4041 Frau Dr. Pankoke -5534 Verw.-Ang. Frau Vogt -4085		
	Herr Dr. Barth -3067			
	<b>Bauforschung</b> Herr Barthold -4054 Herr Dr. Kaspar -4505 Frau Dr. Niemeyer-Tewes -4011 Herr Dr. Spohn -4145 <b>Gartendenkmalpflege</b> Herr Dipl.-Ing. Siekmann -4204	<b>Fachreferate</b> <b>TECHNISCHE KULTURDENKMÄLER</b> Frau Dipl.-Ing. Wittkamp -4082 Herr Dipl.-Ing. Hoebel -4096 Techn. Ang. Herr Lubahn -4095 Verw.-Ang. Frau Liedtke -4065		
gebietsübergreifend	Verw.-Ang. Frau Bömer -4071 Frau Swat -3061 Frau Henn -4078 Frau Lammern -4090 <b>Zentrale Dienste</b> <b>BIBLIOTHEK</b> Wiss.-Bibl. Fr. Becker M.A. -4040 <b>BILDARCHIV</b> N.N. -4038 <b>PLANARCHIV</b> Frau Frohnert -4054 Frau Reinköber -3065 <b>FOTOWERKSTATT</b> Herr Dülberg, Frau Nieland, Frau Brockmann-Peschel, Fr. Schüttlemeyer, Herr Schröder <b>Redaktion</b> Herr Dr. Schäfer -4091	<b>RESTAURIERUNGSBERATUNG</b> Dipl.-R., BSC chem. H. Farnsworth -4048 Herr Dr. Strohmann -4061 Verw.-Ang. Frau Plake -4067 Werkstatt (Tafelmalerei, Holzskulptur) Dipl.-Rest. Frau Vöhringer -4056 Werkstatt (Wandmalerei, Steinskulptur) Restaurator Herr Sigrist -4063 Dipl.-Rest. Herr Lamprecht -4097		

Amtsleitung,  
Inventarisierung, zentrale Dienste,  
Rechtsangelegenheiten, Verwaltung  
**Fürstenbergstr. 15**  
- Landeshaus -  
Fax: 0251 / 591-4025

Referate der Praktischen Denkmalpflege,  
Redaktion  
**Freiherr-vom-Stein-Platz 1**  
- Landeshaus -  
Fax: 0251 / 591-3908

Bibliothek, Fotowerkstatt,  
Restaurierungswerkstätten  
**Salzstraße 38**  
- Erbdrostenhof -  
Fax: 0251 / 591-4024

Postanschrift:  
Westf. Amt für Denkmalpflege  
48133 Münster

E-Mail: [wafd@lwj.org](mailto:wafd@lwj.org)

**Erläuterungen:**

- <sup>1</sup> auch städtebaul. Denkmalpflege im Referatsgebiet
- <sup>2</sup> Hiddenhausen, Löhne, Kirchlingern
- <sup>3</sup> Rödinghausen, Spenge, Vlotho
- <sup>4</sup> Altkreis Tecklenburg + Rheine
- <sup>5</sup> Altkreis Warburg + Beverungen



**LWL** Für die Menschen.  
Für Westfalen-Lippe.